





ZR 873

J. H. A. Foulon

Kleine Reisen
in der Schweiz,
für die Jugend beschrieben

von

Fr. Meisner,

Prof. der Naturgeschichte in Bern.

Drittes Bändchen.

Mit Kupfern.

Bern,
bei J. J. Burgdorfer, 1823.



Handwritten signature

Alte Geschichte

der Stadt

der Stadt

von

Dr. Meier

der Stadt

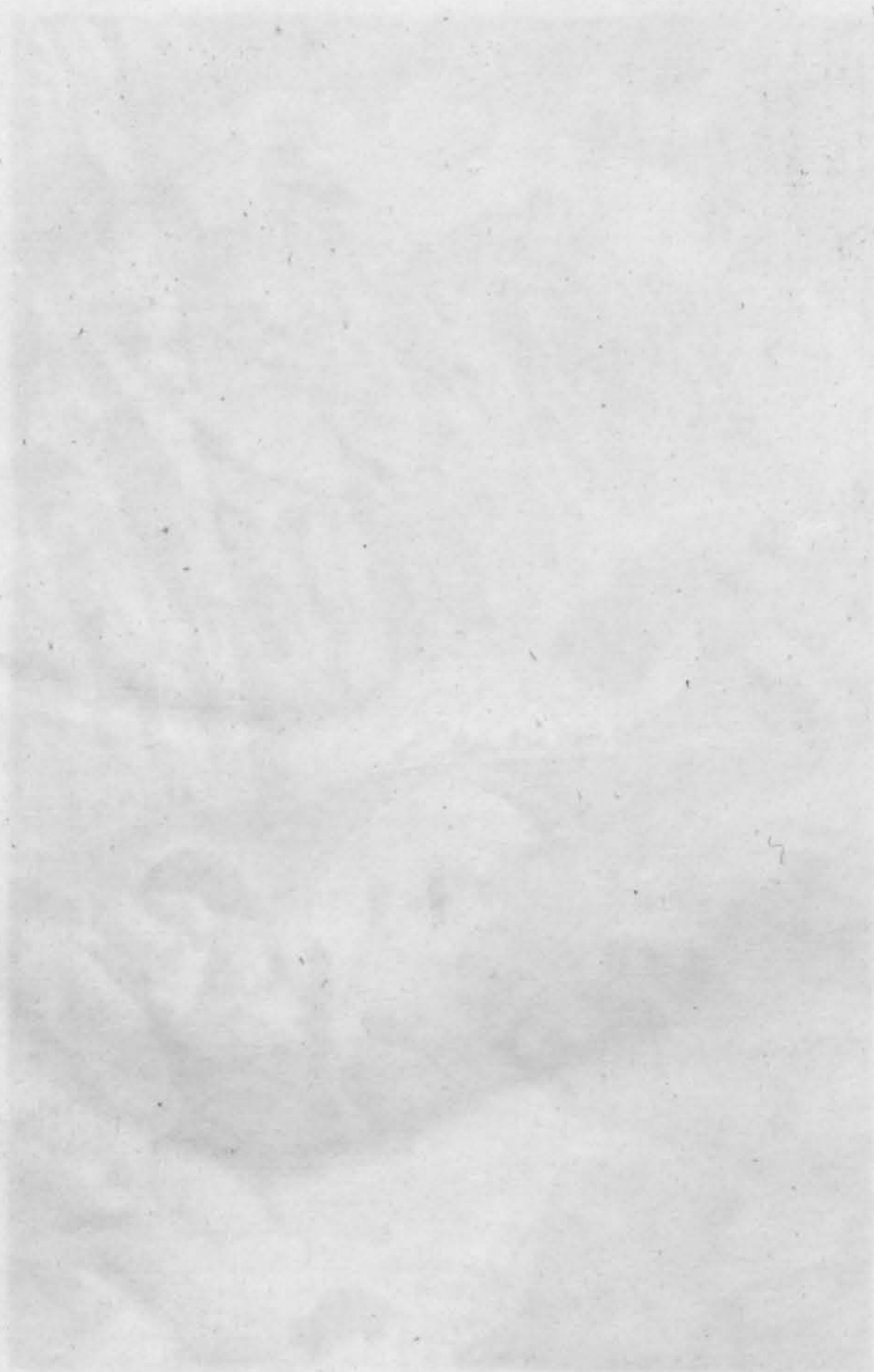
der Stadt

ZR 873

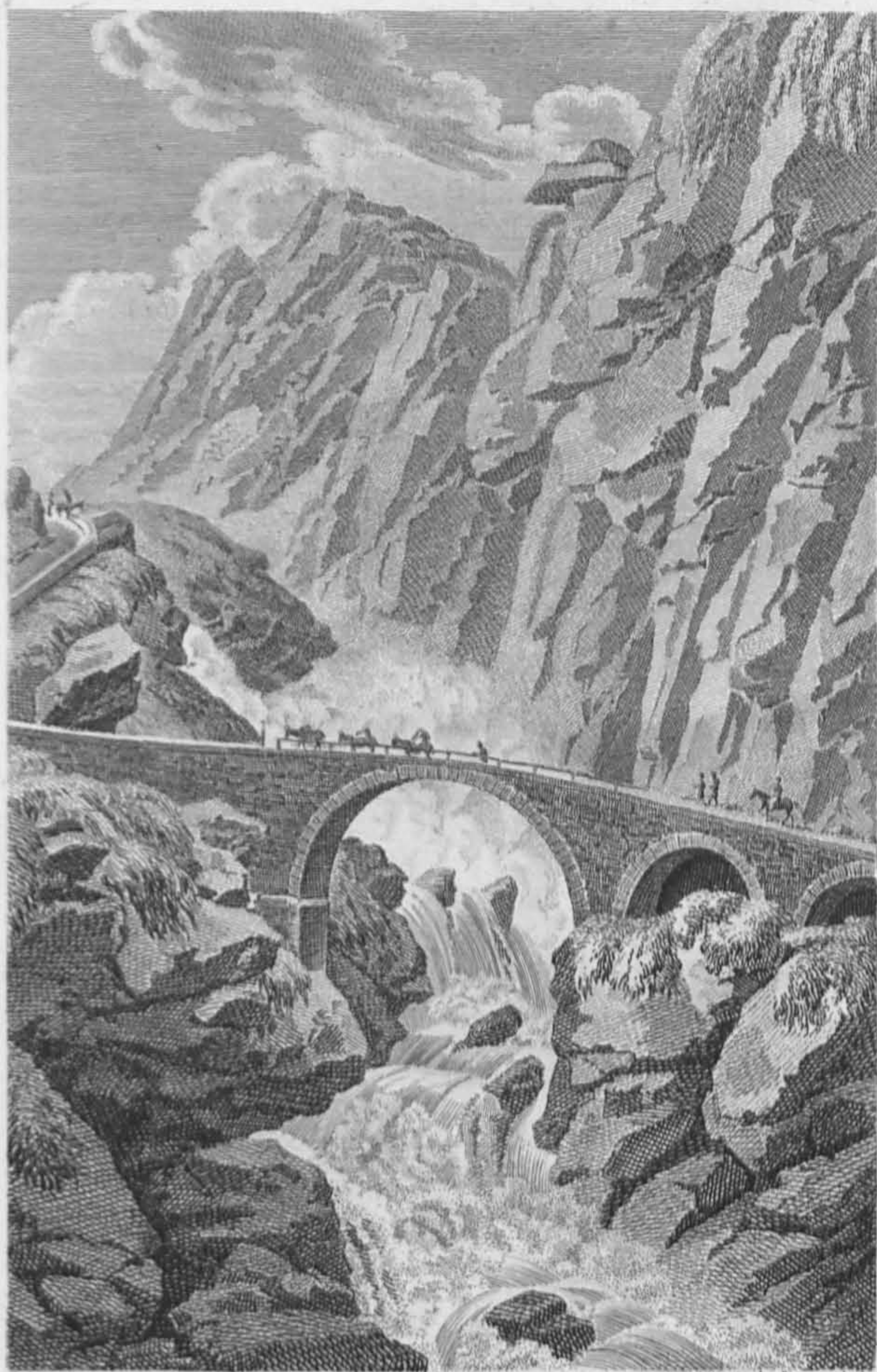
der Stadt

der Stadt





Handwritten text, possibly a signature or date, located below the stamp.



G. Lory del.

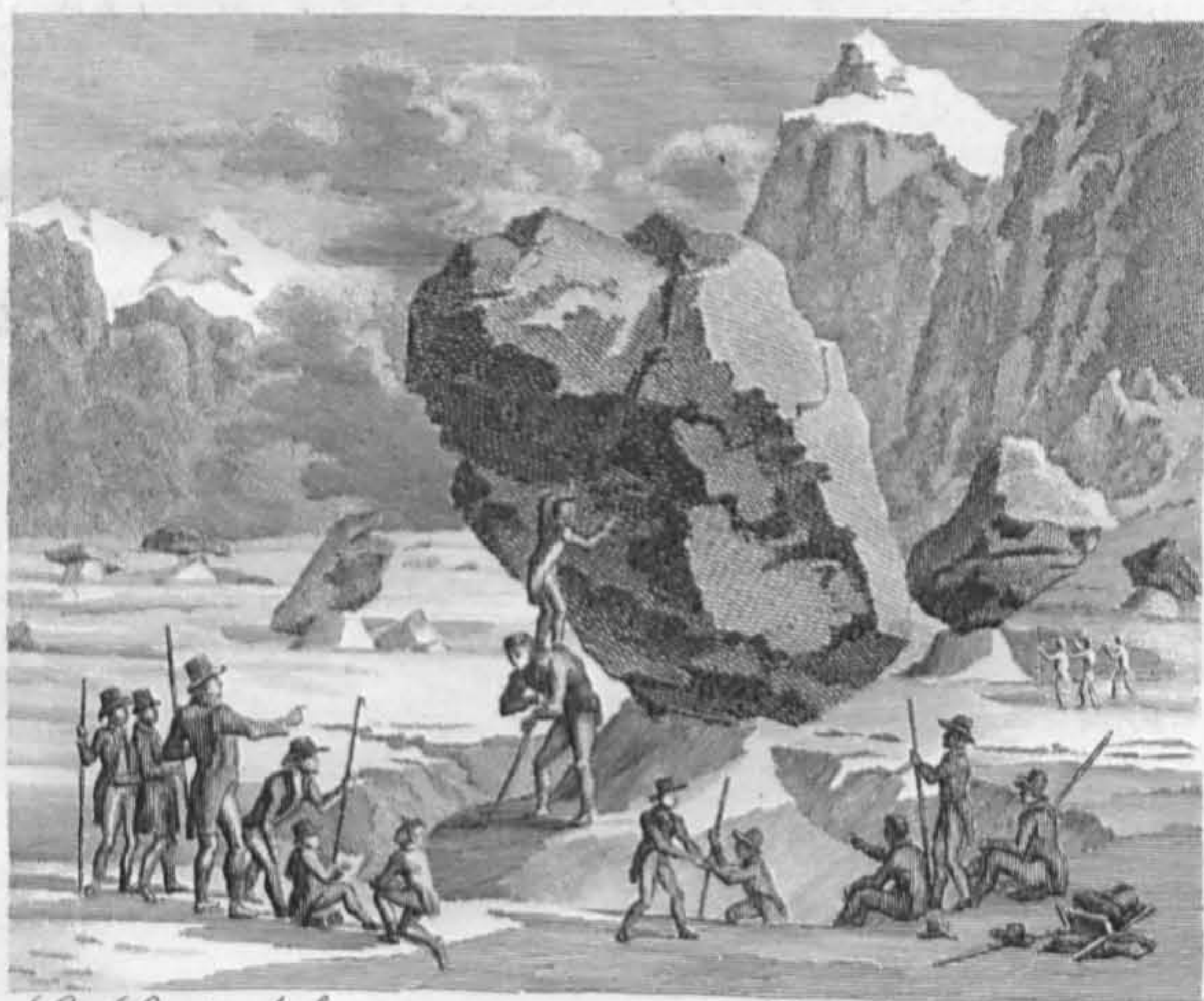
H. Burgdorfer sculp.



Reise
durch
UNTERWALDEN, URI und URSERN
ÜBER DIE FURCA und GRIMSEL
NACH JNTERLACHEN;

für
die Jugend beschrieben,

von
Fr. Meisner Professor,
der Natur Geschichte in Bern.
Mit Kupfern.

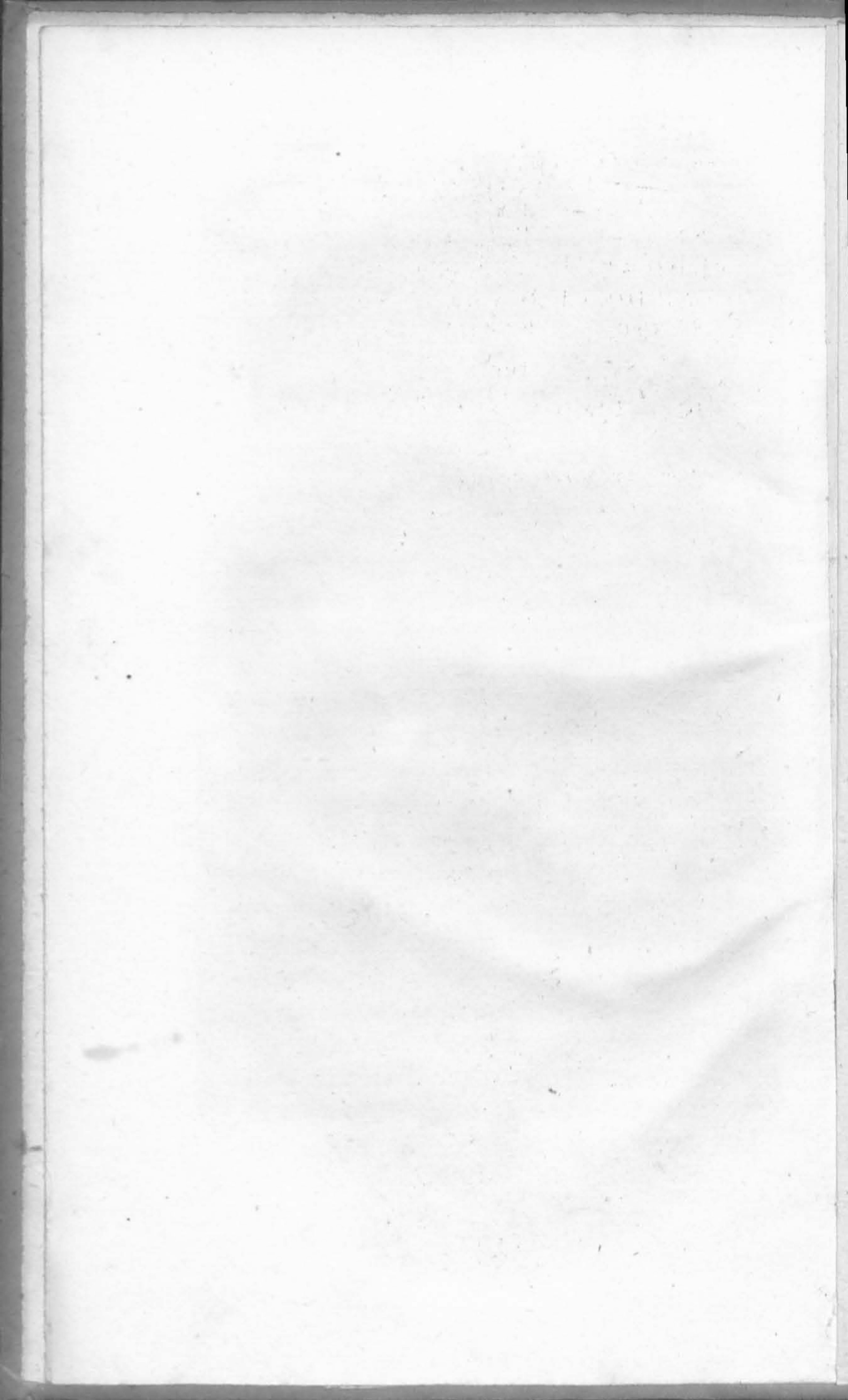


G. Lori del.

D. Burgdorfer, sculp.

BERN,
bei
J. J. Burgdorfer.

1825.



Zur Einleitung.

Ich setze voraus, daß, wer dieses Büchlein zur Hand nimmt, um es zu lesen, das im letzten Jahre erschienene Bändchen meiner kleinen, für die Jugend beschriebenen Reisen in der Schweiz, auch werde gelesen haben. Sollte dieß aber nicht geschehen seyn, so müßte ich bitten, gegenwärtiges Bändchen einstweilen noch bei Seite zu legen, und erst jenes zu lesen, weil dasselbe den Anfang der Reise enthält, deren Fortsetzung in diesem beschrieben wird, in welcher also ganz natürlich manches vorkommen muß, was sich auf den ersten Theil bezieht, manches hingegen nur kurz oder gar nicht berührt wird, weil in jenem schon ausführlich die Rede davon gewesen ist.

Ich hatte aber meine lieben Leser im ersten Theile dieser Reise mit meiner kleinen, muntern und wißbegierigen Gesellschaft von Bern

über Thun und den Thuner-See in das Berner-Oberland geführt. Nach einem in dem kleinen Paradiese von Interlachen köstlich verlebten Tage, waren wir bis in die schaudererregenden Wildnisse des hintersten Thalgrundes von Lauterbrunnen eingedrungen; waren über die Wengenalp nach Grindelwald, dann über die große Scheidegg nach Meiringen und von da über den Brünig in das liebliche Unterwaldner-Land gekommen; in Sachseln war es in der Gruft des Bruder Claus, wo wir von unsern Lesern Abschied genommen hatten. Ich nehme nun hier den dort abgerissenen Faden unsers Reiseberichtes um desto lieber auf, da ich, nach der über alles Erwarten günstigen und schmeichelhaften Aufnahme seines ersten Theils hoffen darf, mit der Fortsetzung desselben willkommen zu seyn.

1.

Unterwalden ob dem Walde.

Aeltere Geschichte der Waldstätte.

Als wir aus der Gruft des heil. Niklaus von der Flüe herausstiegen, war die Sonne hinter den Bergen längst hinabgesunken, und der graue Schleier der nächtlichen Dämmerung hatte sich über Thal und See ausgebreitet. Dadurch war für diesen Abend die wunderliebliche Aussicht uns entzogen, die sich bei dem Dorfe Sachseln auf mehreren Punkten über das Thal darbietet; dafür genossen wir sie aber am folgenden Morgen auf einer kleinen Anhöhe in ihrer ganzen Schönheit und Pracht, geschmückt mit allen Reizen, die eine reine Luft und die ersten goldnen Strahlen der aufsteigenden Königin des Tages darüber ausgossen.

Es ist unstreitig die Gegend um den Garner-See einer der schönsten und fruchtbarsten Theile des ganzen Unterwaldner-Landes. Sanft senkt sich von der Höhe des Dorfes Sachseln der mit schönen Obstbäumen und schönen Wiesen bedeckte Fuß des östlichen Gebirges hinab

zu dem hellen Spiegel des See's, den jenseits wiederum üppige Matten einfassen, sanft am Schwändiberg hinansteigend, hinter welchem die rauhern und wildern Gipfel der Pilatuskette sich emporheben. Am nördlichen Ende des See's, wo der Aafluß aus demselben heraustritt, liegt der Flecken Sarnen, Obwaldens Hauptort, der mit seinen weißen, steinernen Gebäuden und seiner neuen, schönen Pfarrkirche, die auf einer kleinen Anhöhe steht, stattlich herüber schimmert. Auf einem andern Hügel, wo einst das Zwingschloß des Landenbergers stand, steht jetzt das Zeughaus, das Landmagazin und Schützenhaus. Auf einem freien Plage daneben, wird im Schatten hoher Linden die jährliche Landsgemeine gehalten.

Der Anblick dieses Hügel's erinnerte uns lebhaft an die alten Geschichten, welche die Länder der Urkantone nicht weniger interessant machen, als ihre mannigfaltigen Naturschönheiten es thun. Auch half nichts; die vielen Fragen meiner jungen Reisegefährten zu beantworten, konnt' ich nicht umhin, ihnen hier im Angesicht des classischen Schauplazes einer alten folgenreichen Begebenheit, noch einmal im Zusammenhange zu erzählen, was in alten Zeiten sich in diesen Landen zugetragen, wie

ich es nun meinen lieben , jungen Lesern hier wiederholen will.

Wie es in den allerältesten Zeiten , mit denen die Geschichte Helvetiens anhebt , da nämlich ein großer Theil dieses Landes von den Römern erobert und ihrer Herrschaft unterworfen wurde , in den sogenannten Waldstätten aussah , darüber schweigt die Geschichte fast gänzlich. Ob die Römischen Eroberungen sich bis in diese Länder erstreckt , oder ob die Bewohner derselben sich frei und unabhängig erhalten haben , ist völlig unbekannt. Vielleicht auch waren in jenen Zeiten die Waldstätte noch ganz ohne menschliche Einwohner , bedeckt mit dichten Urwäldern , in welchen wohl Auerochsen , Elenuthiere , Bären und Wölfe lebten , aber nie ein Mensch eingedrungen war.

Nach einer uralten Sage , die in den Waldstätten , wie im Berner-Oberhasli allgemein herrscht , sollen Nordische Völker durch Hungersnoth aus ihrer Heimath , Schweden und Friesland , vertrieben , bis in diese unbewohnten Gebirge Helvetiens gekommen seyn , und die Wälder zum Theil ausgereutet und urbar gemacht haben.

Hört, was die alten Hirten sich erzählen:
Es war ein großes Volk, hinten im Lande
Nach Mitternacht, das litt von schwerer
Theurung.

In dieser Noth beschloß die Landsgemeinde,
Daß je der zehnte Bürger nach dem Loos
Der Väter Land verlasse. — Das geschah!
Und zogen aus, wehklagend, Männer und
Weiber,

Ein großer Heerzug, nach der Mittagsonne,
Mit dem Schwerdt sich schlagend durch das
deutsche Land,

Bis an das Hochland dieser Waldgebirge.
Und eher nicht ermüdete der Zug,
Bis daß sie kamen in das wilde Thal,
Wo jetzt die Muotta zwischen Wiesen rinnt. —
Nicht Menschenspuren waren hier zu sehen,
Nur eine Hütte stand am Ufer einsam,
Da saß ein Mann, und wartete der Fähr —
Doch heftig wogete der See und war
Nicht fahrbar; da besahen sie das Land
Sich näher und gewahrten schöne Fülle
Des Holzes und entdeckten gute Brunnen,
Und meinten, sich im lieben Vaterland
Zu finden. — Da beschlossen sie zu bleiben,
Erbaueten den alten Flecken Schwyz,
Und hatten manchen sauren Tag, den Wald

Mit weitverschlungenen Wurzeln auszuroden.
Drauf, als der Boden nicht mehr Gnügen
that

Der Zahl des Volks, da zogen sie hinüber
Zum schwarzen Berg *), ja bis ans Weiß-
land **) hin,

Wo hinter ewgem Eiseswall verborgen,
Ein andres Volk in andern Zungen spricht.
Den Flecken Stanz erbauten sie am Kern-
wald,

Den Flecken Altorf in dem Thal der
Reuß ***). —

Als im fünften Jahrhundert durch die wiederholten Einfälle Deutscher Völker das Weströmische Reich zertrümmert ward, drangen Allemannische Schaaren bis zu den Ufern des Waldstätter-See's und bis zum Gotthard hinauf. Späterhin ward Unterwalden burgundisch; nachdem aber das Reich der Burgunder im 6ten Jahrhundert durch die Franken erobert worden, blieben diese Lande beim Fränkischen Reiche, bis sie bei der Theilung dieser Monarchie im 10ten Jahrhundert an das Deutsche Reich kamen.

*) Pilatusberg.

**) Oberhasli.

***) Schillers Wilhelm Tell.

Arm , unbeneidet und unbekannt lebten die Bewohner dieser Thäler und genossen still und in Frieden , was das einfache , genügsame Hirtenleben , dem sie ausschliessend sich ergeben hatten , ihnen darbot. Sie kannten keine Bedürfnisse , als die wenigen , welche diese kunstlose Lebensart befriedigen konnte. Künste , Handwerke , Wissenschaften blieben dem Hirtenvolke fremd. Was der Bau ihrer aus Baumstämmen roh zusammengefügtten Wohnungen , die Verfertigung ihres wenigen Hausgeräthes und ihrer armseligen Kleidung erforderte , das verstand ein jeder leicht selbst zu leisten. Zerstreut umher standen ihre Hütten in den Thälern und an den Gebirgsabhängen , von dem umliegenden Boden hatte jede Haushaltung so viel sich zugeeignet , als sie bedurfte ; das übrige Land und die Weiden der Alpen wurden von allen gemeinschaftlich benutzt. Alle Bewohner der drei Waldstätte machten anfangs zusammen nur Eine Gemeinde aus , und führten den allgemeinen Namen : Schwyz ; später erst , als Anbau und Bevölkerung in den wilden Gegenden bedeutend zugenommen hatten , theilten sich die Thäler Schwyz , Uri und Unterwalden , und bildeten zwar jedes für sich eine in seinen Angelegenheiten von den andern unabhängige Ge-

meine , lebten jedoch in freundlicher Nachbarschaft mit einander fort , gegen fremde Eingriffe stets wie Ein Volk treulich zusammenhaltend.

Schon in jenen frühen Zeiten bildete sich die Verfassung , die noch heute in den Urkantonen des Schweizerbundes besteht , für welche sie , wie die ältere und neuere Geschichte sattem bewiesen hat , muthig in Kampf und Tod gehen. Bevor im Frühjahr die Hirten auf ihre Alpen zogen , versammelten alle Gemeinen des Landes sich zu einer einzigen , und diese Versammlung hieß und heißt noch jetzt die *Landsgemeine*. Jeder Gemeinds-Angehörige , sobald er ein gewisses Alter erreicht hat , darf hier seine Meinung und seine Wünsche in Betreff der gemeinschaftlichen Angelegenheit vorbringen ; was die Mehresten wollen und beschließen , gilt als Gesetz , dem jeder sich unterwerfen muß , und das so lange in Kraft bleibt , als die Landsgemeine nicht etwas anderes verfügt. Die Vollziehung dieser Gesetze wird einem im Lande bekannten Biedermanne , der den Titel : *Landammann* führt , übergeben , dem ein Rath von einigen Landleuten zur Seite steht , mit welchem er am Hauptorte im Thal Gericht hält und die übrigen Regierungs-Geschäfte besorgt.

Als die Waldstätte zum Deutschen Reiche kamen und ihr Name außerhalb ihres Landes zum erstenmal genannt wurde, da hatten sie schon lange bei dieser einfachen, natürlichen Verfassung sich wohl befunden, und es war ihnen ziemlich gleichgültig, daß ein entfernter Kaiser sich ihr Oberhaupt nannte, in sofern er sie nur ruhig bei ihrer gewohnten Ordnung der Dinge ließ und in ihre alten Rechte und Freiheiten sich keine Eingriffe erlaubte. Ja, in der Hoffnung unter dem Schutze eines mächtigen Kaisers vor Anfällen benachbarter Völker desto sicherer zu seyn, begaben sie sich freiwillig in den Schutz des Deutschen Reichs und in den Schirm des Kaisers, von welchem sie auch als freie Angehörige des Reichs anerkannt wurden; sie leisteten demselben ihre Dienste stets mit ausdrücklichem Vorbehalt ihrer alten Rechte und Gewohnheiten. Die Hoheit des Kaisers übten die Herzoge von Schwaben oder Allemannien aus, ein Reichsvogt aber hielt im Namen des Kaisers im Lande selbst öffentlich Blutgericht.

Uebrigens gehörten im 12ten Jahrhundert noch manche Ortschaften nicht zu dem Gebiete von Unterwalden, Uri und Schwyz, die nachmals hinzukommen. Mehrere fremde Herren und Edle, wie die Grafen von Lenzburg, Ky-

burg u. a. besaßen darin große Güter und viele Ortschaften mit allen oberherrlichen Rechten, wovon sie vieles wieder andern geringern Edelleuten, die sich hier nach und nach niederließen, zum Lehn gaben. Auch die großen Stifter Zürich, Luzern, Einsiedeln, Engelberg, Muri und andere, hatten hier ebenfalls viele Güter und Rechte.

Die großen Unruhen und Stürme, von welchen im 12ten Jahrhundert das Deutsche Reich bewegt und erschüttert wurde, waren schuld, daß oft die Stelle eines Reichsvogts unbesezt war, und die Gebirgsbewohner lange ohne des Reichs Schutz und ihren eigenen Kräften überlassen blieben. In solchen Zeiten schlossen sich die Waldstätte enger an einander, erneuerten und verstärkten ihre alten Bündnisse zu gemeinsamer Sicherheit, oder erwählten auch wohl einen benachbarten, mächtigen und tapfern Herrn zu ihrem Schirmvogte, wie dieses im Jahr 1110 geschah, da sie aus besonderm Vertrauen und wegen vorzüglicher Eigenschaften dem Grafen Rudolf von Lenzburg die Schirmvogtei übertrugen.

Um diese Zeit gab ein Gränzstreit mit Einsiedeln Veranlassung, daß die Waldstätte sich sehr deutlich und bestimmt darüber aussprachen,

wie sie ihr Verhältniß zu Kaiser und Reich eigentlich angesehen wissen wollten. Kaiser Heinrich II. hatte nämlich im Jahr 1018 dem Stift Einsiedeln die benachbarte Wüste verliehen, aber bald suchte das Stift sein Gebiet weiter über den Boden von Schwyz auszudehnen. Die Schwyzer wollten dieß nicht leiden und behaupteten unter dem Beistand von Uri und Unterwalden ihr Eigenthum. Der Abt von Einsiedeln verklagte sie deshalb beim Kaiser, und, ohnerachtet ihr Schirmvogt Graf Rudolf von Lenzburg sich ihrer kräftig annahm, wurde dennoch das streitige Land vom Kaiser dem Abte zugesprochen. Die Schwyzer aber, im festen Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, achteten des ungerechten Spruches nicht, sondern erhielten sich, trotz dem Kaiser und Abte, muthig im Besitz ihrer Eigenthums, und schlossen aufs Neue mit Uri und Unterwalden einen Bund, sich gegenseitig in ihren Rechtsamen zu schützen. Nun wurden zwar diese Länder vom Kaiser Conrad III. in die Acht erklärt und vom Bischof von Constanz in den Bann gethan, allein die freien Landleute fehrteten sich auch hieran nicht. Sie hielten es für keine Sünde, ihr Recht zu behaupten, und meinten, derjenige, den sie freiwillig zu ihrem Herrn erwählt hät-

ten, sei nur so lange ihr Herr, als es ihnen gefiele, ihm zu gehorchen. Wirklich entsagten sie dem Schirm des Reichs, das sie einem ungerechten, habfüchtigen Pfaffen preis geben wollte, hielten ihre Priester an, nach wie vor den Gottesdienst zu halten, und unbekümmert um die weitem Folgen, fuhren sie fort ihre Heerden zu weiden.

Hierdurch haben sie wahrlich keinen geringen Beweis von Muth und Kraft gegeben, zu einer Zeit, wo man nichts fürchterlicheres kannte, als kaiserliche Acht und geistlichen Bannfluch, wodurch man aller Rechte der bürgerlichen Gesellschaft und der christlichen Gemeinschaft zugleich verlustig erklärt wurde. —

Von dieser Zeit an blieben die drei Waldstätte immer in engem Bunde vereint, den sie von Zeit zu Zeit auf's Neue bestätigten und beschworen. Auch huldigten sie dem Deutschen Reiche nicht eher wieder, als nachdem ihnen von dem Kaiser mit Brief und Siegel feierlich beurfundet worden: „daß die Schwyzer, als freie Leute, freiwillig sich in den Schirm des Kaisers begeben hätten.“

So anerkannten die Waldstätte endlich auch den vom Kaiser Otto IV. (1210) über sie gesetzten Reichsvogt, Graf Rudolf von Habs-

burg. Da aber dieser seine Macht und Rechte mehr zu eignem Vortheile, als zu Erhaltung der Freiheit des Landes anwendete, so verlangten die Waldstätte vom Kaiser Friedrich II., daß er dem Grafen die Reichsvogtei wieder abnehme; welches auch geschah.

Wie in der Folge nach Friedrichs II. Tode die geistlichen Herren und der zahlreiche Adel, wie auch mehrere Städte in Helvetien anfiengen, zum Nachtheil der freien Landleute sich zu erheben, und diese fast ganz von sich abhängig zu machen; da schlossen Schwyz, Uri und Unterwalden 1251 einen Bund mit Zürich zum Schutz gegen den Adel und wählten einige Jahre nachher den jungen Grafen Rudolf von Habsburg zu ihrem Schirmhauptmann, daß er sowohl ihr Anführer im Kriege, als auch Vermittler bei ihren Streitigkeiten untereinander seyn sollte, wofür sie ihm ein bestimmtes Schutzgeld zu entrichten sich verpflichteten. Im Jahr 1273 bestieg dieser Graf Rudolf den Deutschen Kaiserthron, erklärte sich aufs Neue als Freund der Waldstätte, und gelobte ihnen (1274) in einer Urkunde, welche alle ihre Freiheiten bestätigte, „sie als werthe Söhne zu des Reichs besondersten Diensten in unveräußerlicher Unmittelbarkeit zu bewahren.“

Gleichwohl bemerkten die Waldstätte bald nicht ohne Mißvergnügen und Besorgniß, wie eben dieser Kaiser Rudolf seine Macht, Besitzungen und Rechte auf mancherlei Weise zu erweitern strebte; und wie sie sich allmählig von Habsburgischen Besitzungen und Herrschaften fast umringt sahen, da schien es ihnen nicht mehr zweifelhaft, daß es Wunsch und Plan sey, des Habsburgischen Hauses Herrschaft nach und nach über ganz Helvetien auszudehnen.

Diese Bemerkung und Besorgnisse bewogen die Waldstätte im Jahr 1291 einen neuen Bundesbrief zu entwerfen, worin sie sich gelobten:
 „einander getreuen Beistand zu leisten, sich und
 „die Ihrigen mit Hab und Gut, gegen alle
 „und jede, die sie feindlich anfallen möchten,
 „wer sie auch seien, zu vertheidigen und ein-
 „ander mit Rath und That Hülfe zu leisten;
 „diesen Bund haben sie, in Erwägung böser
 „und gefährlicher Zeiten geschlossen und be-
 „schworen, wie sie sich ehemals schon öfterer
 „mit körperlichen Eiden verbündet; dieser solle,
 „so Gott will! ewiglich währen, u. s. w.“

Rudolfs Sohn und Nachfolger auf dem Kaiserthron, Albrecht I. machte nun aus seiner Absicht, die Habsburgische Macht in Helvetien zu erweitern und zu befestigen, gar kein

Geheimniß mehr. Alle seine Schritte und Unternehmungen zeigten es klar und deutlich, daß ihm die freien Völker Helvetiens ein Dorn im Auge waren, und daß er unwiderruflich den Entschluß gefaßt hatte, sie dem Habsburg-Desterreichischen Zepter zu unbedingtem Gehorsam zu unterwerfen.

Immer weiter suchte er seine Besitzungen auszubreiten und wußte bald durch Versprechungen, bald durch Drohungen, bald durch offenbare Gewalt und Zwang, immer mehrere Ländereien, Güter und Herrschaften an sich zu ziehen, so daß in Kurzem die Waldstätte sich rings umher von Desterreichischen Herrschaften eingeschlossen, und selbst innerhalb ihrer eignen Gränzen Habsburgische Güter und Schlösser sehen mußten. Endlich ließ er im Jahr 1300 die drei Länder drohend auffordern: „sich dem Schirm seines Hauses auf immer zu unterwerfen, und die Freundschaft eines gewaltigen Fürsten, dessen Macht sie nicht zu widerstehen vermöchten, seinem gerechten Unwillen vorzuziehen u. s. w.“

Hierauf erwiederten die drei Landsgemeinen einmüthig und unerschrocken: „Sie wollten lieber bei ihrer alten Freiheit beharren, die der Kaiser ihnen bestätigen möge, wie sein Vater.“

Wieder-

Wiederholt baten sie durch Abgeordnete um die Anerkennung und Bestätigung ihrer alten Rechte und Freiheiten und um Ernennung eines Reichsvogts, den sie, wie ehemals, zu sich einladen könnten, wenn über Blutschuld zu richten wäre. Allein dieß erbitterte den ungerechten Monarchen nur noch mehr. Mit Stillschweigen wich er aus, die alten Freiheitsbriefe zu bestätigen und sandte dafür einen Vasallen seines Hauses, Hermann Gessler von Brunegg, und einen überall verhassten Edelknecht, Beringer von Landenberg, als Reichsvögte in diese Lande, die eigends dahin beauftragt zu seyn schienen, die harmlosen Schwyzer auf alle Weise zu drücken, zu plagen und zu mißhandeln, um, wenn sie, durch solche unverdiente Behandlung gereizt und empört, sich widersetzen würden, unter dem Vorwande gerechter Strafe ihre Freiheit gänzlich vernichten zu können.

Zu dem Ende bezogen die Vögte, um im Lande selbst bleibende, sichere Sitze zu haben, feste Schlösser; Landenberg in Unterwalden das Schloß Sarnen, das dort auf jenem Hügel stand, und machte einen getreuen Anhänger Oesterreichs, wenn gleich einen gebornen Unterwaldner, den von Wolfenschiess zu seinem

Statthalter für Nidwalden. Geßler, der über Schwyz und Uri gesetzt war, nahm seinen Sitz abwechselnd im Schloße Rüßnacht, theils im Thurme zu Altorf, ließ aber nicht weit von da ein Schloß, einen sogenannten Zwinghof (Zwinghof, Zwing-Uri) bauen, dessen feste Mauern und Gefängniß-Keller alles mit Schrecken und banger Besorgniß erfüllten.

Wenn es wirklich Albrechts Willensmeinung war, die Helvetischen Völker plagen und misshandeln zu lassen, so hätte er wohl nicht leicht ein Paar geschicktere Vollstrecker seines Willens senden können, als diese beiden Reichsvögte, die ohne irgend einige schonende Rücksicht jeden Tag mit neuen Beweisen ihrer gefühllosen Härte, ihrer Habsucht, ihrer Sittenlosigkeit und Rachsucht bezeichneten. Das geringste, unbedeutendste Versehen ward mit langwierigem Gefängniß oder mit schwerer, unverhältnißmäßiger Geldbuße bestraft; mancher schmachtete Wochen und Monate lang im Kerker, oft ohne zu wissen warum? und sahe vergebens einer Untersuchung und Entscheidung seiner Sache entgegen, während Weib und Kind, ihres Versorgers beraubt, daheim in Kummer und Elend vergingen. Was bei allen solchen Ungerechtigkeiten und Bedrückungen das Volk

am meisten erbittern mußte, war die hochmüthige Verachtung und der hämische Hohn, mit welchem alle diese Mißhandlungen ausgeübt wurden. Das empörendste Beispiel des Uebermuths, boshafter Nachsucht und schändlicher Grausamkeit gab der Landenberger. Um eines geringen Fehltritts willen, ließ er den Heinrich an der Halden, einen allgemein geachteten Mann im Melchthal büßen und ihm ein Paar schöner Ochsen aus dem Pfluge spannen. Auf seine bescheidenen Vorstellungen dagegen, gab einer von Landenbergs Knechten höhrend die Antwort: „Was braucht der Bauer Ochsen vor seinem Pfluge, er mag sich selbst einspannen!“ Diese verächtliche Rede erbitterte den jungen Arnold, Heinrichs Sohn, dermaßen, daß er mit seinem Stock nach jenem Knechte schlug, und ihm den Finger brach. Des Landvogts Zorn fürchtend nahm er hierauf die Flucht, und dieser läßt nun den Vater ergreifen, der soll den entflohenen Sohn herbeischaffen oder seinen Aufenthalt anzeigen. Da aber der alte Mann betheuert, er wisse nicht wo der Flüchtling sei, so läßt der Tyrann seine grimmige Rache an dem unschuldigen Vater aus, läßt ihm beide Augen ausstechen und ihn alles seines Guts berauben.

Solche Mißhandlung konnten und wollten die guten Landleute, nachdem sie lange geduldet hatten, endlich nicht mehr ertragen, zumal da der Bau des Zwinghofes in Uri ihnen ankündete, daß es bald auf immer um ihre Freiheit werde gethan seyn, und sie faßten muthig den Entschluß ihre alte Verfassung und Freiheit, was es auch kosten möchte, zu behaupten. Auch die im Lande angesessenen Edelleute von Attinghausen, Reding, Winkelried u. a., die wie die Landleute bedrückt wurden und den Verlust ihrer Rechte und Freiheiten befürchten mußten, waren eines Sinnes mit dem Volke.

Werner Stauffacher von Steinen in Schwyz, Walter Fürst von Uri und Arnold von Melchtal waren die drei Männer, die den Gedanken, ihr Vaterland vom Joch fremder Herrschaft zu befreien zuerst auf faßten und ausspannen. Oft kamen sie in stiller Nacht zusammen und beratheten sich mit ihren Freunden und Vertrauten über des Vaterlandes mißliche Lage und beredeten sich, wie es anzufangen sey, das verhasste Joch ihrer Tyrannen abzuwerfen. Endlich am 17. November 1307 kam die Verschwörung zu Stande. Zwischen Uri und Unterwalden am Ufer des See's liegt eine einsame, von Gebüsch um-

geschlossene Matte, das Rüttli genannt; dahin führte in der Mitternachtsstunde jeder zehn vertraute und entschlossene Männer mit sich, und diese 33, durch die Gefahr der Zeiten zu innigster Freundschaft vereint, gelobten hier durch feierlichen Eidschwur Hand in Hand: „einander Beistand zu leisten und treu zu bleiben in Leben und Tod, ihre uralten Rechte gemeinschaftlich zu behaupten, und die von den Vorfahren ererbte Freiheit ihren Nachkommen zu überliefern.“

Sie hatten bei diesem Bunde nichts anderes im Sinne, als nur den verhassten Zwang und Druck, unter welchem sie seufzten, abzutreiben, nicht von ihren Pflichten gegen das Reich und den Kaiser sich loszusagen. Es solle daher nur geschehen, was nothwendig geschehen müsse, die Bögte sammt ihren Knechten sollten vertrieben, ihre festen Burgen zerstört werden, aber alles, wo möglich, ohne Blutvergießen, ohne Rache zu üben. Die Ausführung ward indessen verschoben bis auf den Neujahrstag 1308.

Mittlerweile wurde der Tyrann Gessler durch Wilhelm Tell erschossen.

Diese weltbekannte That, die wahrscheinlich außer allem Zusammenhange mit dem Plane

der Verbündeten und bloß das Werk persönlicher Rachsucht gewesen ist, scheint doch die Ausführung des Unternehmens nicht wenig erleichtert zu haben. Denn mit dem Gefler, der von vielen Reisigen umgeben, gewiß nicht ohne Blut das Feld geräumt haben würde, wären sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, wohl nicht so leicht fertig geworden, als mit den Uebrigen.

Mit dem Landenberger und dem Wolfenschieß gieng die Sache sehr schnell und ohne alles Geräusch von Statten. Der Burg des Landenbergers bemächtigte sich ein Haufe, der unter dem Vorwande, nach hergebrachter Sitte dem Bogte die Neujahrsgeschenke zu überreichen, eingelassen wurde, ohne große Mühe. Eben so leicht ward der Roßberg erobert, wo der früher erschlagene Wolfenschieß gehauset hatte, indem einer, der ein Mädchen in der Burg kannte, von diesem sich in der Nacht an einem Seile hinauf ziehen ließ, dann schnell seine Begleiter nachzog und mit diesen alle im Schloß befindlichen Personen gefangen nahm. Diese Geschichte „vom Foggeli und Nenneli“ weiß in Unterwalden jedes Kind zu erzählen. —

Nachdem man solchergestalt sich zuerst dieser beiden Hauptburgen bemächtigt hatte, wur-

den von einem Berge zum andern die verabredeten Feuerzeichen gegeben, worauf der Landsturm durch das ganze Land sich erhob und auf alle übrige Schlösser, als den Twinghof in Uri, Schwanau im Lowerz-See, Rüschnacht u. a. losstürmte, die nun bis auf den Grund zerstört wurden. Den Landenberger und die übrigen Gefangenen führte man mit Hab' und Gut, ohne ihnen weiter etwas Leid's zuzufügen, an die Gränzen, wo man sie die Urphede schwören ließ, daß sie nie in die Waldstätte zurückkehren wollten. Am folgenden Sonntage aber den 7. Januar 1308 beschworen die aus den drey Ländern versammelten Schwyzer ihren alten Bund feierlich aufs Neue: „Gut und Leben zu Behauptung ihrer wiedererrungenen Freiheit aufzuopfern, dabei aber ihre Pflichten gegen das Deutsche Reich und andere rechtmäßige Herren treu und unverletzt zu beobachten.“ —

Also entstand der Schweizerbund. Das einfältige, rechtliche und menschliche Verfahren des ehrliebenden, frommen Volks, womit es diese Revolution begonnen und zu Stande gebracht hat, müssen uns mit desto größerer Bewunderung und Hochachtung gegen dasselbe erfüllen, wenn wir diese Geschichte mit den Revolutionen unserer Zeiten vergleichen, wo

die wilden Ausbrüche unbändiger Leidenschaft, die empörenden Auftritte, die Schand- und Greuelthaten aller Art, von denen sie begleitet sind, auch die schönste und gerechteste Sache in das schaudervollste Dunkel stellen. —

Während ich meine jungen Reisegefährten also über die alten Geschichten dieser Länder unterhielt, hatten wir auch ein gutes Stück Weges zurückgelegt, wobei denn obige Erzählung öfters durch Bemerkungen mancher Art über vorkommende Gegenstände unterbrochen worden war. So fielen uns nahe bei Sachseln die wunderlich gestammten Steine des gepflasterten Weges besonders auf. Als wir einige derselben zerschlugen und näher betrachteten, zeigte sich's, daß jene flammenartigen Zeichnungen von einer Art sehr flacher, versteinerter Schnecken herrührten. Beim Aufschlagen der Steine kamen die innern spiralförmigen Windungen dieser Schnecken zum Vorschein, die, wie man besonders durch die Loupe deutlich sehen konnte, nicht, wie bei andern Schnecken eine einzige ununterbrochene Höhlung bildeten, sondern durch Querswände in viele kleine Kammern abgetheilt waren. Man nennt diese Art

von Versteinerungen, zu welcher sich in der gegenwärtigen Schöpfung noch keine lebenden Originale gefunden haben, die also einer zu Grunde gegangenen Vorwelt anzugehören scheinen, Heliciten oder Nummuliten. Sie kommen in mancherlei, sehr verschiedenen Steinmassen vor, hier in einem grünlichen Sandsteine, der in dem nahen Melchthale anstehend ist, woher der Melchbach die Steine, welche hier bei Sachseln zum Straßenpflaster dienen, hervor gewälzt hat.

Ueber diesen Bach führte uns unser Weg am Eingange des engen und wilden Melchthals. Dieses Thal, das hier unten nur ein enger Schlund zu seyn scheint, zieht sich rechts drei Stunden weit in das Gebirge hinauf, wo es mit schönen Alpen sich schließt. Ganz oben enthält es einen kleinen See, dessen Abfluß eben der Melchbach ist. Von dort führen Pfade einerseits über den Grat in die Bernische Engstlenalp, andrerseits über die Storregg und über das Tschli hinab in das Engelbergerthal.

Von der Brücke des Melchbachs an mußten wir eine kurze Strecke steil bergauf steigen; oben auf der Höhe gieng es dann wieder eben fort zwischen Wiesen und Obstbäumen bis gegen

Kerns, einem schönen Flecken, der im Besitz der fruchtbarsten Alpen des nahen Gebirges ist. Wir hielten uns daselbst nicht auf und erreichten bald ein anderes hübsch gelegenes Dorf, Namens Weissöhrle, bei welchem in frühern Zeiten, vor der Theilung des Landes die Landsgemeine von ganz Unterwalden gehalten wurde. Denn dieses Land wurde zuerst, nach seinem Hauptorte, Stanz genannt und war Ein Ganzes. Der große Kernwald zog jedoch eine natürliche Scheidungslinie zwischen den Stanzern vom obern und denen vom untern Thale. Beide hielten, wie gesagt, jährlich ihre Landsgemeine bei Weissöhrle, ihr gemeinschaftliches Rathhaus und Gericht aber war in Stanz. Im Jahr 1153 machte man die Theilung des Landes in Obwalden und Nidwalden, stellte zu Sarnen einen eignen Landammann und ein besonderes Gericht an, und seit dieser Zeit sind die beiden Landschaften immer abgesondert geblieben. Jede für sich hat ihre eigne Verfassung und Regierung, obgleich sie in gemeinschaftlichen Angelegenheiten nur Eine Republik ausmachen, und als solche auch nur Eine Stimme bei der eidgenössischen Tagsatzung haben, zu welcher der Ehrengesandte abwechselnd aus Ob- und Nidwalden erwählt wird.

Nicht weit von dem Dorfe Weisöhrten traten wir ein in den Kernwald, der in ältern Zeiten fast undurchdringlich war, jetzt aber an vielen Orten ziemlich ausgehauen ist, und manche bloße, zum Theil sumpfige Stellen hat. Er erstreckt sich vom Fuße der hohen Blumalp quer durch das Hauptthal bis hinüber an den Aafluß, und ist da, wo der Weg hindurchführt, etwa eine halbe Stunde breit

2.

N i d w a l d e n.

Wo man aus dem Kernwalde heraustritt zeigt sich in einer romantischen Wildniß, das Ennenmoos genannt, die Kapelle St. Jakob.

Im Jahr 1802 besuchte ich zum erstenmal diese Gegend. Damals sahe man von hier an nichts als traurige Denkmäler der Verwüstung und Zerstörung, mit welcher wenige Jahre vorher dieses Land heimgesucht worden war; denn hier war der blutige Schauplatz gewesen, auf welchem das kleine, Jahrhunderte lang an seine Verfassung und Freiheit gewohnt und dabei

glücklich gewesene Volk von Nidwalden in verzweiflungsvollem Kampfe bezwungen, einer fremden Uebermacht unterliegen mußte.

Es war im Jahr 1798 als das Regierungsk-Direktorium der damaligen großen Republik Frankreich auch die Schweiz zu einer Einzigen, untheilbaren, nach dem Muster der großen Französischen eingerichteten Republik zu machen beschloß, so wie es schon zuvor eine Batavische, eine Eisalpinische, eine Ligurische, eine Römische Republik von gleicher Natur und Beschaffenheit gebildet hatte, in der Meinung, dadurch die Sicherheit der großen Französischen Republik fest zu gründen, wenn es dieselbe von vielen, nach gleichen Grundsätzen gebildeten Staaten umgeben und mit ihnen verbündet sähe.

Es sollten also alle Cantone der Schweiz, die bisher, wenn gleich im eidgenössischen Bunde zu Einem Ganzen verbunden, dennoch wieder unter sehr verschiedenen Verfassungen und Regierungen von einander getrennt und unabhängig gewesen waren, nun unter Einer gemeinschaftlichen oder Central-Regierung vereint und alle Einwohner in eine vollkommene Gleichheit der Rechte gesetzt werden.

Um diese große Veränderung in der Schweiz zu Stande zu bringen, hatte man zuerst in den

größern Cantonen alle möglichen Mittel angewendet, um die Gemüther des Volks gegen seine Regenten aufzuwiegeln und eine allgemeine Revolution zu bewirken. Auf diese Weise, und vornehmlich durch eine Armee von 46000 Mann, die nach und nach auf Schweizerischem Boden erschienen war, und der die hierauf wenig oder gar nicht vorbereiteten Cantone nur einen schwachen und kurzen Widerstand entgegen zu setzen vermochten, war es gelungen, daß die Abgeordneten von sechs Cantonen, die zu einer gesetzgebenden Versammlung in Aarau zusammengekommen waren, die ihnen auf gedachte Weise aufgedrungene neue Constitution angenommen hatten.

Diese Abgeordneten bildeten einstweilen die Central-Regierung der Einen und untheilbaren Helvetischen Republik, und die in der Schweiz immer weiter sich ausdehnende Französische Armee übernahm es, auch die übrigen Cantone zum Beitritt zu bewegen. Die Berg-Cantone, durch schöne Worte des Französischen Generals getäuscht, schmeichelten sich eine Zeitlang mit der Hoffnung, daß die Veränderung der Dinge sie nicht mit treffen werde, daß sie unverändert bei ihren alten Verfassungen würden gelassen werden; allein bald ergieng auch an sie der

Befehl, die allgemeine Helvetische Constitution anzunehmen und ihre Abgeordnete zur Central-Regierung zu senden, welchem Befehl man durch die Bedrohung mit Französischen Bayonetten einen besondern Nachdruck zu geben wußte.

Nach der neuen Constitution sollten die Cantone Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug in Einen Canton zusammengeschmolzen werden. Diese aber, nebst Glarus, widersetzten sich hartnäckig dem Befehle, ihre Regierungs-Verfassung aufzugeben, und sich an die Helvetische Republik anzuschließen, und machten sich gefaßt, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Wirklich zogen ihre Truppen in Rapperswyl und Luzern ein, jedoch bewog sie das Anrücken einer Französischen Colonne bald, sich wieder innerhalb der Gränzen ihres Gebiets zurück zu ziehen. Der Fränkische General Schauenburg nahm bald darauf Rapperswyl, unterwarf Glarus, zog ohne Widerstand in Zug ein, und drang von Arth und von Einsiedeln her in den Canton Schwyz. Die guten Schwyzer, von ihren Nachbarn aus Uri und Unterwalden nur schwach unterstützt und fast einzig sich selbst überlassen, mußten nun freilich dem übermächtigen Feinde weichen, allein sie wichen ihm nur Schritt vor Schritt, und brachten ihm in den Schlachten

von Bollrau und Schindeleggi, von Nothen-
thurm, Arth und Morgarten empfindlichen Ver-
lust bei. Endlich, da sie sahen, daß aller län-
gere Widerstand vergebens seyn würde, schlos-
sen sie eine Capitulation, in welcher sie sich ver-
pflichteten die Waffen niederzulegen und die
Helvetische Constitution anzunehmen, wogegen
die Französischen Truppen ihr Gebiet zu verlas-
sen versprachen.

Uri hatte die Schwyzer darum nicht nach-
drücklich unterstützen können, weil es selbst von
der Seite des Berner-Oberlandes mit einem
Angriff bedroht war. In Unterwalden aber
war eine Trennung entstanden, indem Obwal-
den für sich die Helvetische Constitution ange-
nommen hatte, wodurch Nidwalden natürlich
sehr geschwächt war. Uri und Nidwalden capi-
tulirten daher bald nach Schwyz mit dem
General Schauenburg und auf gleiche Bedin-
gungen.

So schien nun alles in Ruhe und Ordnung.
Fast die ganze Schweiz hatte die Constitution
angenommen und alle Cantone hatten ihre Abge-
ordneten zur gemeinschaftlichen Regierung nach
Aarau gesendet. Allein der unterdrückte und
zurückgehaltene Groll brach aufs Neue los, als
nach wenig Wochen die Helvetische Regierung

den Huldigungs = Eid zu leisten befahl. Das Volk von Schwyz und Unterwalden weigerte sich diesen Eid zu leisten und empörte sich. Zwar in Schwyz ward der Aufstand schnell gedämpft und die Ordnung wieder hergestellt, allein in Nidwalden nahm die Sache eine sehr ernsthafte und unglückselige Wendung.

Einige Geistliche, die sich eines großen Einflusses auf die Gemüther bemächtigt hatten, überredeten das Volk, der vorgeschriebene Eid könne mit gutem Gewissen nicht geleistet werden, er sey gegen die heilige Religion, und wenn er einmal geleistet sei, stehe nichts mehr im Wege, ihnen ihren allein seligmachenden Glauben ganz und gar zu rauben. Durch diese Vorstellungen brachten sie die guten, einfältigen Leute in solche Wuth, daß alle Bemühungen der Vernünftigen und Gemäßigten Ruhe zu erhalten und das äußerste Unglück abzuwenden, vergebens waren. Der Helvetische Unterstatthalter ward ins Gefängniß gesetzt, und alle übrige von der Helvetischen Regierung angestellte Beamten gezwungen, ihre Stellen niederzulegen, wenn sie es nicht schon freiwillig gethan hatten.

Noch ließ das Vollziehungs = Direktorium den Verführten Zeit, zur Vernunft zu kommen
und

ihre Verblendung einzusehen; aber die drei Pfaffen Kaiser, Lüßy und Käßlin, zu welchen sich noch der Kapuziner Paul Stnger aus Schwyz gesellte, ließen nicht nach die Leidenschaften aufs äußerste zu reizen, und die fanatische Wuth des Volks aufs höchste zu steigern. Weder die Abschneidung aller Zufuhr an Lebensmitteln, noch die Annäherung der französischen Truppen vermochte die unglücklichen Verblendeten zur Besinnung zu bringen. Am 3. Sept. rückten daher auf einmal 12—16000 Franzosen von allen Seiten, zu Wasser und zu Lande gegen das kleine Land heran, das kaum 2000 Bewaffnete ihnen entgegen zu stellen hatte. Gleichwohl waren die Versuche der französischen Truppen in Nidwalden einzudringen einige Tage lang vergeblich; mit großem Verlust wurden sie bei jedem Angriffe zurückgeschlagen. Endlich aber, da die kleinen einzelnen Haufen der Unterwaldner gegen die von allen Punkten zugleich einbrechenden Feinde zu kämpfen hatten, mußten die Unglücklichen zuletzt nach 9 stündigem, verzweifelttem Kampfe, der den Angreifenden mehrere tausend Mann kostete, mehr vernichtet als überwunden der großen Uebermacht unterliegen. Ihre Aufwiegler Kaiser, Lüßy, Käßlin und P. Stnger hatten

gleich im Anfange der Gefechte die Flucht ergriffen. Nidwalden ward nun mehrere Tage lang von den Franzosen, die der lange und kräftige Widerstand wüthend gemacht hatte, rein ausgeplündert, alle Dörfer, Stanz, Hergiswyl und Engelberg ausgenommen, verbrannt, und alle Menschen, die sich nicht in unzugänglichen Wildnissen verbergen konnten, selbst Greise, Weiber und Kinder nicht ausgenommen, ermordet. —

— Wir hatten im Kernwalde einen Mann eingeholt, der von Kern nach Stanz wanderte. Er war Augenzeuge jener schrecklichen Begebenheiten gewesen, hatte selbst an mehreren Orten mit gekämpft, und endlich, da alles verloren war, in wilden Felsenklüften des Hochgebirges sein Leben gefristet. Dieser Mann gab uns über manche einzelne Vorfälle jener Schreckenstage ausführlichen Bericht, und verkürzte uns dadurch den Weg auf eine höchst anziehende Weise.

„Hier,“ sagte er, als wir das Ennenmoos betraten, „wo jetzt die neue Kapelle St. Jacob steht, hier stand damals noch die älteste und erste Kirche von Unterwalden. Man behauptet, sie sei schon im sechsten Jahrhundert erbaut worden, und lange Zeit hindurch die einzige

Kirche in diesen Bergthälern gewesen. Als am 9. Sept. eine Abtheilung der Franzosen über den Brünig durch den Kernwald hereinbrach, wo wir ihnen schon wacker entgegen gehalten hatten, da waren diese Kirche und die dabei stehenden Häuser das erste, woran sie ihre Rache ausliessen. Im Augenblick war alles ausgeplündert und durch Feuer und Flammen zerstört.“

Nicht weit von der Kapelle St. Jacob fängt eine ziemlich ausgedehnte Moosfläche an, die sich längs steilen Felsen bis gegen das sogenannte Noßloch und den Noßberg hinabzieht; sie heisst das Drachenried. Daneben zeigt man dem Wanderer hoch oben in der Felsenwand eine von Gebüsch und Bäumen versteckte Kluft, die Drachenhöhle genannt. Der Sage nach haufete in derselben in alten Zeiten ein Drache, der aus seiner Höhle ofters herabschoß auf das Ried, Unheil bringend für Menschen und Vieh, und die ganze Gegend umher mit Schrecken und Angst erfüllend. Da heisst es, machte sich Struth von Winkelried auf, das Unthier zu bekämpfen. Gleich den Helden des Alterthums,

Von denen uns die Lieder melden,
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidenthum.

Sie reinigten von Ungeheuern
 Die Welt in kühnen Abentheuern,
 Begegneten im Kampf dem Leu'n,
 Und rangen mit dem Minotauren,
 Die armen Opfer zu befrei'n,
 Und ließen sich das Blut nicht dauren. *)

Also auch der Herkules oder Theseus von Unterwalden, Struthan von Winkelried! Hier in der Ebene von Rohren begann er muthig den schweren Strauß und erschlug das Ungeheuer. Davon führt diese Ebene noch heutiges Tages den Namen des Drachenried's, und die Kapelle der Winkelriede am Ende des Drachenried's ehrt noch heute Struthans Andenken.

Denkwürdiger und heiliger erschien uns jedoch dieses einsame Moosgesilde um des in den Annalen von Unterwalden ewig unvergeßlichen neunten Septembers willen.

„Mit dem Anbruche dieses Tages,“ so erzählte uns unser Begleiter, „hatte am Kernwald der Angriff der Franzosen begonnen. Das ganze Thal erschallte vom Donner der Kanonen, vom Geläut' der Sturmglocken, vom Blasen des Heerhorns und vom wilden Kriegsgeschrei des

*) Schillers Kampf mit dem Drachen.

Landsturms. Dort bei Winkelrieds Kapelle hatten wir uns gesammelt. Wir Männer standen mit Wehr und Waffen in Reih' und Glied, vor uns die Weiber und Mädchen mit Keulen und Sensen. Sechshundert Zuzüger von Schwyz und Uri, welche anlangten und sogleich in unsere Reihen traten, wurden mit lautem Jubel empfangen. Dann trat eine allgemeine Stille ein und feierliche Gesänge wurden angestimmt, abwechselnd von den Männern und Weibern, wodurch wir, unserm herannahenden Schicksale mit Heiterkeit und ruhiger Fassung entgegensehend, uns einweiheten zum Tode für das Vaterland."

„Mit mörderischem Kartätschenfeuer rückt der Feind gegen uns heran. Nicht lange vermögen wir uns in unserer Stellung zu halten, denn wir hatten keine Artillerie. Unter beständigem Feuer ziehen wir uns auf jene Anhöhen bei Winkelried, wo zwei Kanonen aufgepflanzt stehen. Zwei feindliche Colonnen suchen den Hügel zu erstürmen, aber vergebens; jedesmal werden sie mit grossem Verlust zurückgeworfen. Nun wird das Gefecht mörderisch — unsere tapfern Brüder aus Uri und Schwyz fechten wie die Löwen; Wunder der Tapferkeit geschehen, indem oft Ein Unterwaldner gegen ein halbes

Duzend Franzosen kämpft; — schaarenweis stürzen die Feinde von den Anhöhen herab — doch, aller Widerstand, aller Heldenmuth ist vergebens. Eine starke feindliche Schaar ist von Obwalden her über das Gebirge, über Wolfenschieß, Dallenwyl und Büren nach Stanz vorgedrungen, während von der Seeseite bei Kirfitten immer mehrere ans Land steigen und über den Bürgenberg herabströmen. Nun ist Jammer und Entsetzen allgemein — an allen Orten lodern die Flammen gen Himmel, überall wüthet die unmenschliche Rache des grimmig erbosten Feindes. Da entsank auch dem kühnsten und tapfersten Helden, die neun Stunden lang rastlos gerungen hatten, der Muth und die letzte Hoffnung. Ich selbst, setzte unser Begleiter hinzu, war endlich erschöpft von der Arbeit und betäubt von einem Streifschuß niedergesunken. Als ich wieder zu mir selbst kam, — ich mußte wohl lange mir selbst unbewußt da gelegen haben, — war es still geworden, um mich her lagen die entseelten Körper meiner tapfern Brüder und vieler hundert Franzosen — wohin ich blickte, stiegen Flammen und Rauch auf. Nun, dacht' ich, ist alles verloren, alles vernichtet! Kummervoll richtete ich mich auf und schleppte mich mühsam nach dem nahen Walde, wo ich

wiederum einige Stunden liegen blieb, bis ich mich soweit erholt hatte, daß ich weiter hinauf ins Gebirge konnte.“ — Unter dieser Erzählung waren wir bis zu der Kapelle der Winkelriede gekommen. „Hier auf dieser Stelle,“ fuhr unser Begleiter fort, hier lag Bürdi von Emmatten schwer verwundet auf der Erde, und vertheidigte sich bis zum letzten Athemzuge gegen 6 Franzosen. Dort war es, wo 18 der schönsten und muntersten Mädchen, nachdem sie mehrmals vergebens von den Feinden aufgefordert waren die Waffen niederzulegen, fechtend fielen.“

Die Kapelle war an jenem Schreckenstage ganz eingeäschert worden, stand aber nun neu und schön verziert wieder da. Es war allgemein eine der ersten Sorgen der frommen Unterwaldner, als sie aus der Tiefe ihres Elends sich wieder aufzurichten anfiengen, ihre zerstörten Gotteshäuser herzustellen. Diese Kapelle ist dem Andenken der beiden Winkelriede gewidmet, nemlich des oben erwähnten Struthans und Arnolds, der in der Schlacht bey Sempach (1386) heldenmüthig sein Leben opferte. Also wird von den Bewohnern dieser Lande das Andenken wichtiger Begebenheiten und der großen Thaten ihrer Helden geehrt. In solchen geheiligten Kapellen wird jährlich an gewissen Tagen

in feierlichem Gottesdienst dem Geber alles Guten Dank geopfert für die Wohlthat und den Segen, den die Helden dem Vaterlande verschafft haben, denen zu Ehren die Kapellen da stehen. Täglich aber erneuern die in den Kapellen aufgestellten Gemählde das Andenken ihrer Thaten in den Herzen der zum Gebet Eintretenden, und nähren in ihnen jenen Sinn und Enthusiasmus für Freiheit und Vaterland, der in Tagen der Gefahr wieder zu ähnlichen Heldenthaten aufflammt.

Anstatt von Winkelrieds Kapelle den geraden Weg nach Stanz zu nehmen, wendeten wir uns links und folgten dem Fußsteige, der uns quer über das Ried nach dem sogenannten *Rohloche* hinführte. So heißt nemlich die enge Schlucht, durch welche der Mehlbach sich in den Alpnacher-See hinabstürzt. Die Felsen des Gebirges scheinen hier bei dem Durchbruche des Sees, der allem Anschein nach einst das jetzige Drachenried bedeckte, gewaltsam von einander gerissen zu seyn. Die wilde Schlucht ist mit herabgestürzten Felsblöcken übersäet, über welche der Mehlbach schäumend hinuntertobt, und nebenbei windet zwischen den Trümmern sich der krumme Pfad hinab. Rechts von der Schlucht erhebt sich der bekannte *Rohberg*,

auf welchem noch einige Ruinen von der Burg des berühmten Wolfenschieß stehen.

Als wir in die enge Schlucht des Kozloches eintraten, zogen die zu beiden Seiten drohend überhängenden Felsen unsere Aufmerksamkeit auf sich. „Hier,“ sagte unser Unterwaldner, „haben an jenem Unglückstage die Franzosen auch manchen Mann eingebüßt. Denn als sie bei unserm tapfern und kräftigen Widerstande auf dem Drachenriede lange nichts ausrichteten, so faßte ein Theil von ihnen den Anschlag den Kozberg zu umgehen, um uns dann in den Rücken zu fallen, und zog sich zu dem Ende in diese Schlucht hinein. Allein es gieng ihnen übel. Unsere Scharfschützen, die hier überall hinter den Felsen und Bäumen im Hinterhalt lagen, streckten einen Mann nach dem andern nieder, und was dem Geschos entgieng, wurde von oben her von den Steinen zerschmettert, die man in die Kluft hinab wälzte. Jedoch das alles half zu nichts, als unsern Untergang um ein Paar Stunden aufzuschieben; denn der Feind, der keinen Verlust an Leuten achtete, ließ immer mehr Mannschaft nachrücken, und so wurde endlich unser Ländchen von allen Seiten überschwemmt, so daß wir zuletzt nicht mehr wußten, wo wir wehren sollten.“

Am Ausgange der schaudervollen Felsenschlucht öffnet sich auf einmal sehr überraschend die Aussicht. Ein stattliches Gebäude zeigt sich zur Linken, daneben ein Stück des Alpnacher-See's und jenseits desselben die Lopperalp, die einen Theil des Pilatusgebirges ausmacht. Jenes Gebäude ist eine Papiermühle, die an der Stelle der von den Franzosen verbrannten neu aufgebaut worden ist. Sie hatten nehmlich mit der ungeheuren Menge ihrer Todten, die sie theils im Nozloche, theils in den Gefechten bei Stanzstad verloren hatten, die Papiermühle angefüllt und hierauf das Gebäude in Brand gesteckt, damit niemand erfahre, wie groß ihr Verlust gewesen sei. Denn sie schämten sich, daß ein so kleines Häuflein von des Kriegs wenig kundigen Landleuten und Hirten, der krieggeübten und sieggewohnten Armee der großen Nation so viel hatte zu schaffen machen können.

Von der Papiermühle nahmen wir unsern Weg längs dem Ufer des See's, der sich nach und nach immer mehr verschmälert, so daß er zuletzt nur einem breiten Canale gleicht, durch welchen er mit dem großen Becken des Bierwaldstätter-See's zusammenhängt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der Alpnacher-See einst ein eigner, geschlossener See gewesen, und

daß er erst nach einem Durchbruch der Kalkfelsen zwischen der Rengg und dem Bürgen, deren übereinstimmende Schichtung ihren ehemaligen Zusammenhang augenscheinlich bezeugt, mit dem Bierwaldstätter-See in Verbindung gekommen ist. Der Anblick des Alpnacher-See's hat wegen der grauen, steilen und hohen Felsen, die sich ringsum aus ihm emporheben, etwas sehr Finsteres und Melancholisches, zumal bei trübem Himmel und bei der Abendbeleuchtung, wo die dunkeln Schatten des Pilatus darauf ruhen.

Die kleine Ebene zwischen dem Roßberge und Stanzstad war am 9. September 1798 ebenfalls der Schauplatz blutiger Gefechte. Hier kämpften 45 Unterwaldner gegen ein ganzes Bataillon und wichen erst, nachdem sie viermal so viel Feinde erlegt hatten. Das schöne, sehr bevölkerte Dorf Stanzstad wurde an jenem Tage ganz und gar zerstört und in einen Schutt- und Steinhaufen verwandelt. Nahe am Fuß des Bürgenbergs steht noch die Ruine eines alten, hohen Thurms am Seeufer, der im Anfange der Eidgenossenschaft zur Warte diente, um sich gegen plötzliche Angriffe von der Seeseite zu sichern. Hinter diesem Thurme hatten die Unterwaldner eine Batterie mit etlichen Kanonen, die das Anlanden der Feinde verwehren sollten. Auch hat-

ten sie wirklich einige Tage hindurch die wiederholten Landungsversuche der Franzosen vereitelt und mehrere Schiffe in den Grund geschossen. Auch durch Pallisaden und schwimmende Baumstämme zwischen dem Lopperberge und dem Bürgen suchten sie die Anfahrt zu verhindern. Dagegen hatte aber der französische General Schauenburg bey dem Dorfe Hergismühl, jenseits des See's, am Fuß des Pilatus seine Batterien errichtet, die unaufhörlich gegen Stanzstad und Kirsiten feuerten und beide Dörter bald in Trümmern verwandelten.

Stanzstad, das bald wieder aufgebaut worden ist, hat jetzt ein stattliches Ansehen, durch die öffentlichen Gebäude, welche diesen sonst unbedeutenden Ort zieren. Es ist nemlich ein Zollhaus und ein sogenanntes Susthaus hier, d. i. ein Haus, worin die Waaren, welche ausgeschifft worden sind, oder eingeschifft werden sollen, abgelegt werden; auch ein Magazin, welches der Abten Engelberg zugehört. Die Einwohner sind mehrentheils arme Schiffer, die sich von dem Transport der Waaren nähren, die aus Unterwalden und Engelberg nach Luzern oder Küßnacht geführt werden oder daher kommen.

Hinter Stanzstad erhebt sich der Bürgen-

berg, der von hier an sich längs dem See gegen Osten hinzieht und mit dem Vorgebirge, welches die untere Nase genannt wird, endet, wodurch der Seebusen von Buochs sich bildet. Dieser Berg ist reich bewaldet, aber auch schön angebaut und mit vielen zerstreuten Wohnungen besetzt. Seine Seeseite, besonders bei Kirsi, zeichnet sich aus durch große Fruchtbarkeit; man hält diese Gegend für die fruchtbarste des ganzen Landes. Oben herrscht eine sehr gesunde Luft. Das Stanzertal aber verdankt dem Bürgen sein mildes Klima, weil er die rauhen Nordwinde abhält. Gern hätten wir diesen Berg bestiegen, um uns der schönen Aussicht zu erfreuen, die sich oben über den See darbietet, allein wir mußten darauf Verzicht thun, weil wir dadurch zuviel von der Zeit verloren hätten, die uns für unsern Aufenthalt in Stanz zugemessen war, wohin uns durch ein reizendes Wiesenthal, das mit vielen Obst- und großen Nußbäumen geschmückt ist, ein sehr angenehmer Weg führte.

Es war Mittag als wir in Stanz, dem Hauptorte Nidwaldens anlangten, wo wir in dem Gasthose zur Krone unser Quartier nahmen und, was uns allen, nach dem vierstündigen Marsche, den wir gemacht hatten, sehr wohl

that, bald mit einer guten Mahlzeit bedient wurden. Unser wackerer Begleiter von Kerns hatte uns schon früher verlassen; hier im Wirthshause machten wir Bekanntschaft mit einem geistlichen Herrn, einem nahen Verwandten der Wirthsleute, der sich sehr freundlich erbot, uns die Sehenswürdigkeiten von Stanz zu zeigen, ein Anerbieten, das natürlich von uns mit größtem Dank angenommen wurde.

Er führte uns zuerst in die Pfarrkirche, die dem Wirthshause gegenüber, auf einem freien, von ansehnlichen Häusern umgebenen Platze steht. Die Kirche ist groß und einfach schön. Die Portale der verschiedenen Eingänge, die Säulen und Altäre sind von schwarzgrauem, weißgeadertem Marmor, der in der Nähe von Stanz bricht. Wir bemerkten auf einem Altare zur Seite hinter Glas ein mit reichen Goldstücken und glänzenden Steinen verziertes menschliches Geripp. Man sagte uns, es seien die Gebeine des heiligen Remigius, der dem Flecken Stanz zum Schutzpatron vom heiligen Vater in Rom gesendet worden.

Die Kirche hat eine große, schöne Orgel. Da der Organist eben mit der Stimmung derselben beschäftigt war, so hatte er die Gefälligkeit auf unsere Bitte uns das Werk mit allen

Abänderungen seiner Stimmen oder Register hören zu lassen, wobei uns der volle majestätische Ton des Instruments und die Geschicklichkeit des Spielers in gleichem Maaße erfreute.

Diese Kirche war an jenem für Unterwalden so schrecklichen 9. September aus einem Tempel des Friedens zu einem Schauplatz des Mords und Blutvergiessens geworden. Während auf dem Drachenried, im Nozloch und bei Stanzstad gekämpft wurde, und alles, was Waffen tragen konnte, dorthin gegangen war, hatten am frühen Morgen die Alten und Schwachen, Weiber und Kinder sich in diesem Tempel versammelt, für ihre Vertheidiger zu beten. Noch lagen sie in heissem, inbrünstigem Gebet auf ihren Knieen, als das furchtbare Kriegsgetümmel heran nahte. Bald drangen die Feinde wüthend in den Flecken herein und gegen die Kirche. Ohne Erbarmen werden die aus dem Tempel Fliehenden noch auf seinen Stufen ermordet; ja das Heiligthum selbst bleibt nicht verschont und der vor dem Altar knieend betende Priester, ein ehrwürdiger Greis, wird durch einen Musketenschuß getödtet. Man zeigte uns das Loch im Altare, welches die durch seinen Leib hindurchgedrungene Kugel geschlagen hatte. Bei achtzig unschuldige Opfer, meist wehrlose

Greise, kranke Weiber und zarte Kinder fielen hier, die nun alle zur Seite der Kirche ein gemeinschaftliches Grab umfaßt. Es fehlte nicht viel, so wäre damals der ganze Flecken Stanz eingeäschert worden. Zum Glück hatte die barbarische Horde, die den Namen der schwarzen Legion führte, einen Menschen zum Anführer. Es war der Brigadechef Müller, dem Stanz und viele Unschuldige ihre Rettung verdanken, der sich mit fürchterlichem Ernst der zügellosen Wuth und Barberei seiner Untergebenen entgegen setzte und dem Verderben Einhalt that. Auch wird sein Name noch jetzt in Stanz allgemein mit Dankbarkeit und Achtung ausgesprochen.

Auf dem Kirchhofe gefiel uns an den Kreuzen, womit die Gräber bezeichnet sind, die Einfachheit der Inschriften. Sie prunkten nicht mit Titeln und Würden, die dem Begrabenen auf dieser Erde vielleicht Ansehn und Achtung verschafft haben, sondern nennen ihn den bescheidenen, den tugendhaften, den frommen Mann, würdigen ihn also nach demjenigen Werth, der nicht mit der irdischen Hülle abgestreift werden kann.

Ehe wir den Kirchhof verließen, traten wir noch in die kleine Kapelle hinter der Kirche, in welcher

man den im Jahr 1798 für ihre Freiheit gefallenen Unterwaldnern ein Denkmal errichtet hat. Es besteht aus einem einfachen Marmorstein, auf welchem folgende Inschrift eingegraben ist:

„Den erschlagenen, frommen Unterwaldnern von 1798,

von ihren edeldenkenden Freunden und Verwandten gewidmet.“

Diese Kapelle dient zugleich zum Beinhaus. Der Anblick so vieler Menschen-Schädel und Gebeine, die hinter einem Gitter regelmäßig auf einander geschichtet sind, war den mehresten meiner jungen Reisegefährten etwas Neues und Auffallendes, worüber sie von mir Aufschluß begehrt. Es ist, sagte ich ihnen, ein schon sehr frühzeitig in der Christenheit entstandner Gebrauch, den man in der katholischen Kirche zum Theil noch beibehalten hat, daß man die Verstorbenen entweder in den Kirchen selbst, oder doch ganz nahe bei den Kirchen begräbt. Dieser Gebrauch hat den Glauben zum Grunde, nach welchem man die Erde in den Kirchen und auf den Kirchhöfen für heiliger hält und meint, daß die Seele eines in oder neben der Kirche Begrabenen, durch das in der Kirche so oft gesprochene Gebet Gott weit nachdrücklicher empfohlen werde, und daß auch der Leichnam in

solcher geweihten oder geheiligten Erde weit sanfter ruhe. Das Begraben in den Kirchen ist, wegen der für die Lebenden so schädlichen Ausdünstungen der verwesenden Körper, heut zu Tage wohl ziemlich allgemein abgeschafft worden, so wie man bei uns, aus eben demselben Grunde, auch die Begräbnißplätze überhaupt von den menschlichen Wohnungen zu entfernen angefangen hat; allein in den katholischen Cantonen hat man die Begräbnißplätze neben den Kirchen noch beibehalten. Da es nun aber, wegen des beschränkten Raumes eines solchen Kirchhofes nicht anders seyn kann, als daß nach Verlauf einiger Jahre, wenn der Kirchhof mit Gräbern angefüllt ist, die ersten Gräber wieder geöffnet werden müssen, worin man gewöhnlich die Schädel und Gebeine der früher Begrabenen noch unvermodert findet, so sammelt man diese Schädel und Gebeine und bewahrt sie in einem sogenannten Beinhause auf, wo sie sich ebenfalls in der Nähe der Kirche und an einem geweihten Orte befinden.

Mitten auf dem Platze neben der Kirche steht auf einem Brunnenstocke die in Stein gehauene Bildsäule Arnold's von Winkelried, dessen Wohnhaus auch noch nahe vor dem Flecken gezeigt wird.

Meine jungen Leser werden hoffentlich nicht zürnen, wenn ich sie bei dieser Bildsäule einige Augenblicke zu verweilen ersuche, die mir Anlaß giebt, den oben abgerissenen Faden der Geschichte des Schweizerbundes wieder anzuknüpfen, und ihnen dieselbe bis auf den Zeitpunkt, den dieser große Held bezeichnet hat, kürzlich ins Gedächtniß zu rufen.

Fortsetzung der Geschichte des Schweizerbundes.

Nachdem am Neujahrs-Tage 1308 die Waldstätte das Joch ihrer Tyrannen abgeworfen hatten, rüstete sich Kaiser Albrecht also bald, sie auf's Neue zu unterwerfen. Allein er ward von seinem Neffen Johann von Schwaben ermordet, und die Abndung dieses Verbrechens beschäftigte nun das Haus Oesterreich mehr, als jeder andere Gedanke. Indessen ward Albrechts Nachfolger auf dem deutschen Kaiserthron, Heinrich VII. von Luxemburg, von den Waldstätten sogleich als Reichsoberhaupt anerkannt, der sie auch auf ihr Verlangen in des Reiches Schirm aufnahm, alle ihre Freiheiten und Rechte bestätigte und sie für unabhängig erklärte. Gleichwohl gab der alte Grenzstreit zwischen Schwyz und dem Kloster

Einsiedeln einigemal Anlaß zu Feindseligkeiten mit Oesterreich, welches die erbliche Kastvogten über das Kloster hatte und in dieser Stellung des Klosters Fehden verfechten mußte. Nach dem Tode des Kaisers Heinrich entstand im deutschen Reiche eine zweispaltige Kaiserwahl, indem ein Theil des Reichs den Herzog Ludwig von Baiern, der andere aber den Herzog Friedrich von Oesterreich zum Reichsoberhaupt erwählte. Die Waldstätte erklärten sich für den ersten und erhielten auch von ihm im Jahr 1316 eine Bestätigung ihrer Freiheiten und ihres Bundes. Friedrich, hierüber ergrimmt, nahm die Fehde der Waldstätte mit Einsiedeln zum Vorwande, erklärte sie in die Acht, ließ sie durch den Bischoff von Constanz abermals in den Bann thun und verbot allen Verkehr mit ihnen. Zwar hob Ludwig von Baiern die Acht und der Churfürst von Mainz den Bann auf, aber Friedrichs Bruder, der Herzog Leopold von Oesterreich, der die Eidgenossen haßte und verachtete, rüstete sich nun auf's Aeußerste, um sie gänzlich zu unterdrücken. Nach vielen vergeblichen Versuchen der Benachbarten und der Schweizer selbst, um einen gütlichen Vergleich zu Stande zu bringen, beschloßen endlich die Eidgenossen getrossen Muthes

„den Herzog mit Gott zu erwarten, und seiner Macht sich zu wehren.“ Nun rückte aus dem Berner-Oberlande Graf Otto von Straßberg mit 4000 Mann Oesterreichischer Anhänger gegen Unterwalden an, das zugleich von Luzern und der Seeseite her durch mehr als 1000 Mann angegriffen werden sollte, während der Herzog Leopold selbst mit einem zahlreichen und prächtig geschmückten Ritterheere gegen Schwyz heranzog. Die Eidsgenossen hatten hier nicht mehr als 1300 Mann dem stolzen Herzog entgegenzustellen, nemlich 600 von Schwyz, 400 von Uri und 300 von Unterwalden, welches sich auch gegen den über den Brünig anrückenden Otto von Straßberg zu vertheidigen hatte. Sie hatten aber die Anhöhe des Morgarten besetzt um den Herzog Leopold, der sich mit seiner Reiterei zwischen den Negeri-See und den Berg hineingedrängt hatte, in diesem engen Pässe anzugreifen. Mit fürchterlichem Geschrei wälzten sie große Steinblöcke und Baumstämme von der Höhe auf die dichte Schaar der Feinde herab, dadurch wurden die Pferde scheu, die zum Theil in den See sprangen und alles in Unordnung brachten. Jetzt stürzten die Eidgenossen mit ihren Keulen und Hellebarden vom Berge herab in die verworrene Schaar und kochten, ohne

bedeutenden Verlust, in Kurzem den vollständigen Sieg. Viele der Feinde blieben auf dem Schlachtfelde, die übrigen flohen in größter Unordnung, Herzog Leopold selbst konnte kaum auf verborgenen Pfaden entkommen. Unterdessen war Otto von Straßberg in Unterwalden bis nach Alpnach verheerend vorgedrungen, und die andere Schaar von Luzern her versuchte zu landen. Allein diese wurde von den von Morgarten schnell herbeigeeilten Unterwaldnern und Schwyzern völlig in die Flucht geschlagen, und als Straßberg des Herzogs Leopold Schicksal vernahm, zog er sich schnell zurück und verlor auf der Flucht viele Leute und allen vorher zusammengebrachten Raub.

Darauf erneuerten die drei Waldstätte ihren Bund und schloßen ihn auf ewige Zeiten, und diese Erneuerung (1315) wird als die Entstehung des ewigen Bundes angesehen, so wie auch von dieser Zeit an die drei Waldstätte Eidgenossen genannt wurden. Auch wurden in der Folge von dem Kaiser die Freiheiten dieser Länder mehrmals auf's Neue bestätigt. Herzog Leopold machte Frieden mit ihnen, der auch nach dessen Tode vom Herzog Albrecht bestätigt ward. Der glückliche Erfolg, mit welchem die Waldstätte sich behaupteten, die beständigen Un-

ruhen im Reiche, der schwache Schutz des Oesterreichischen Hauses bei der immer zunehmenden Unsicherheit, welche die häufigen Fehden des Adels mit sich brachten; dies alles zusammen bewog bald mehrere Städte und Landschaften zur Behauptung ihrer Rechte und Freiheiten sich an die Eidsgenossen anzuschließen. Luzern, das damals noch Oesterreichisch war, aber vom Herzoge nicht beschützt wurde, während es sich von dem benachbarten Adel oft bedroht sah, trat zuerst im Jahr 1332 dem Eidgenössischen Bunde bei; später, nemlich im Jahr 1351 that Zürich ein Gleiches. Diese Vergrößerung des Bundes reizte Oesterreich von Neuem zum Kriege gegen die Eidsgenossen, und Herzog Albrecht forderte auch die Glarner dazu auf. Da diese aber hierzu keinen Beruf fanden, so wollte der Herzog Truppen in ihr Land schicken, theils um sie zu beobachten, theils um von dieser Seite in Schwyz und Uri einzudringen. Allein die Eidsgenossen kamen ihm zuvor, besetzten schnell das Glarnerland und behaupteten es mit Hülfe der Einwohner gegen Oesterreich. Hierauf wurde auch Glaris im Jahr 1352 in den Bund aufgenommen. Eben so gieng es mit Zug, als die Waldstätte auch von dieser Seite her von Oesterreich bedroht wurden. Sie warteten den An-

griff von Oesterreich nicht ab, sondern fielen sogleich in das Land ein, wo augenblicklich die Landleute mit ihnen gemeine Sache machten und auch die Stadt Zug selbst bald ihnen die Thore öffnete, die dann sogleich mit der Landschaft in den ewigen Bund aufgenommen wurde. Hierauf wurde noch in demselben Jahre (1352) zwischen Oesterreich und den gesammten Eidgenossen Friede geschlossen. Gleich nachher, nemlich am 6. März 1353 trat noch Bern dem Bunde bei. Von dieser Zeit an aber verflossen 130 Jahre, ehe wieder ein neuer Stand in den Bund aufgenommen wurde, und daher wurden jene zuerst mit einander verbündeten Cantone oder Orte, die acht alten Orte genannt, die auch manche Vorzüge genossen, welche den später zu dem Bunde hinzugekommenen nicht zugestanden worden sind.

Noch waren indessen damals diese acht Cantone nicht so ausgedehnt, als sie es in der Folge wurden, besonders der Canton Bern, der größte von allen, hatte noch ein sehr zerstückeltes Gebiet durch die Besitzungen der Grafen und Freiherren, die im Umfange desselben lagen. Auch gab es mit diesen immerfort Fehden, in welchen die Eidgenossen glücklich waren, und so geschah es, daß jene eine ihrer Burgen nach der andern

niederreißen und ihre Besitzungen in fremde Hände kommen sahen, daß dadurch die Macht und das Ansehn ihres Lehnsherrn immer mehr sank und schwächer ward, während hingegen die Eidgenossen durch ihr Glück immer muthiger, gewandter und unternehmender wurden. Vornehmlich suchten Bern und Zürich ihr Gebiet durch die Güter des helvetischen Adels zu vergrößern und dadurch an selbstständiger Festigkeit immer mehr zu gewinnen. Sie wurden in ihren Fehden durch die andern Eidgenossen öfters unterstützt und machten mit ihrer Hülfe manche glückliche Erwerbungen. Die Erbitterung der Eidgenossen gegen den Adel und die Oesterreichischen Lehnsträger wurde zugleich durch die Härte und den Uebermuth ihrer Beamten, durch allerlei Neckereien, Hindernisse des freien Verkehrs, rechtswidriges Verfahren, das man sich gegen die Eidgenossen erlaubte, immerfort genährt und vergrößert. So war besonders Luzern auf manche Weise geneckt, über-vorthelt und bedroht worden, bis es endlich die Geduld verlor, zu den Waffen griff und mit Hülfe der Eidgenossen mehrere benachbarte Burgen eroberte und zerstörte. Als hierauf den Eidgenossen von allen Seiten von geistlichen und weltlichen Herren Fehde angekündigt wurde,

rückten sie muthig vor, eroberten mehrere Schlösser und Landschaften, plünderten das Aargau und zerstörten viele Burgen.

Nun rückte Herzog Leopold von Oesterreich in eigener Person an der Spitze einer schön gerüsteten Reiterei von 4000 Mann, und eines zahlreichen Fußvolks von Leibeignen, Söldnern und Knechten der Freiherren und Vasallen heran gegen die Eidgenossen, die nur 1400 Mann stark, und mit Hellebarden, Morgensternen und breiten Schwerdtern bewaffnet, ihnen am 9. Julius 1386 bei Sempach entgegen zogen. Wie der Herzog sie auf der Höhe erblickte, ließ er, ohne sein Fußvolk zu erwarten, seine Reuter absteigen, die Pferde zurückführen, und befahl nun, Mann an Mann dicht zusammengedrängt, mit ihren langen vorgesehnten Lanzen in die Eidgenossen einzudringen. Diese bildeten dagegen eine feilförmige Ordnung und stürzten so mit wildem Feldgeschrei von der Höhe in vollem Laufe gegen die Lanzenschaar herab; allein umsonst, sie vermochten nicht in die eiserne Wand der Geharnischten einzudringen; viele sanken, von den Lanzen durchbohrt, darnieder, darunter mehrere ihrer tapfersten Anführer. Schon fiengen sie an in banger Unschlüssigkeit zu wanken, da sprang muthig entschlossen Ar-

nold von Winkelried hervor an die Spitze des Keils und rief: „Nur mir nach, liebe Eidgenossen! ich will Euch eine Gasse machen, sorgt dann daheim für mein Weib und Kind!“ Hiemit umfaßte er plötzlich so viele von den vorgehaltenen feindlichen Lanzen, als er mit beiden Armen ergreifen konnte, ließ sie in seine Brust bohren, drückte sie im Fallen zu Boden und öffnete dadurch seinen Brüdern wirklich eine Gasse über seinen Leichnam hinweg in die Feinde einzudringen. Mit unglaublicher Gewalt drängte die dichtgeschlossene Mannschaft nach, bis endlich die feindliche Linie ganz durchbrochen ward, die dadurch in die größte Unordnung gerieth. Nun verbreitete sich Schrecken und Entsetzen in der ganzen feindlichen Schaar. Die unbehülfsichen Reiter in ihren schweren Harnischen konnten sich weder rechts noch links kehren; fürchterlich zusammengepreßt erstickten viele in ihren Harnischen, und von ihren langen Lanzen konnten sie nun in dem Gedränge keinen Gebrauch machen. Dagegen hauseten die Morgensterne, Helhebarden und breiten Schlachtschwerdter der Eidgenossen grimmig unter ihnen und eine Menge der Ritter ward erschlagen. Der Herzog Leopold selbst, der nicht weichen wollte, stürzte sich verzweifelt in das Gedränge und fand seinen

Tod. Nun war Verwirrung und Entsetzen allgemein; alles ergriff die Flucht; die Ritter liefen nach ihren Pferden, aber die Knechte waren schon längst mit denselben davon gejagt. Verfolgt von den Eidgenossen blieb ihnen jetzt nichts übrig, als ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen, und so fiel noch eine Menge Ritter und Herren mit sammt ihren Fußknechten, bis endlich die Schweizer des Mordens müde ruheten. So endete also die Schlacht bei Sempach zum Glück der Eidgenossen, die ihren Sieg einzig und allein der heldenmüthigen Aufopferung Arnolds von Winkelried zu verdanken hatten, die nicht nur die Blüthe der Schweizerischen Mannschaft vom unfehlbaren Untergange, sondern auch das Vaterland von der äußersten Gefahr rettete.

Indessen war hiemit die blutige Fehde mit Oesterreich nicht beendigt, denn bald übernahm Leopold der Stolze, des bei Sempach erschlagenen Leopolds zweiter Sohn, die Fortsetzung des Krieges, bis endlich eine abermalige große Niederlage bei Mäfels im Glarnerlande im Jahr 1389 den Frieden herbeiführte, der zuerst auf 7 Jahre geschlossen, dann auf 20 und endlich auf 50 Jahre verlängert wurde, welches im Jahr 1412 geschah. Nun gab Oester-

reich endlich seine Pläne zur Unterjochung der Eidgenossen gänzlich auf und konnte es nicht hindern, daß diese nach und nach die meisten Habsburgischen Erbländer diesseits des Rheins eroberten.

Die Bildsäule des vaterländischen Helden Arnolds von Winkelried auf dem Kirchplatze in Stanz, ohne eben ein Meisterstück der Kunst zu seyn, brachte bei uns wenigstens die Wirkung hervor, die sie hervorzubringen bestimmt ist, daß sie uns recht lebhaft an die Heldenthats des großen Mannes erinnerte, und wir schieden von ihr mit dem innigen Wunsche, daß es dem theuren Vaterlande in Tagen der Gefahr und zu keiner Zeit nie an Winkelrieden fehlen möge, bereit ihr Leben für dasselbe hinzugeben! —

Unser gefälliger Begleiter führte uns hierauf in das Rathhaus, das zwar eben kein ausgezeichnetes Gebäude, aber darum merkwürdig ist, weil in demselben (1481) jener Vergleich geschlossen wurde, den die Vorstellungen des heiligen Nicolaus von der Flüe bewirkt hatten. *) Auch ist in dem großen Versammlungszimmer,

*) Man sehe den ersten Theil dieser Reise S. 148.

wo der fromme Mann vor den versammelten Abgeordneten der Cantone gestanden hatte, ein großes Gemälde, welches diese Scene vorstellt, zu sehen, in welchem der Eindruck, den die Rede des Bruder Klaus auf die Gemüther der gegen einander entrüsteten Gesandten machte, in den Gesichtern und Stellungen derselben sehr gut ausgedrückt ist. Ein anderes großes Gemälde, dessen Kunstwerth unstreitig es weit über jenes erhebt, stellt den Abschied des Bruders Niklaus von der Glüe vor, am Tage, da er die Seinen verließ und ein Klausner ward. *) Dieses Gemälde interessirte uns außer seiner Vortrefflichkeit, besonders auch deswegen, weil es von unserm geschickten Künstler G. Bolmar verfertigt worden, und an der Kunstausstellung in Bern (1810) den von der Regierung des Kantons ausgesetzten Preis erhalten hatte, nachmals aber um eine gewisse Summe, zu welcher in der ganzen Schweiz unterzeichnet ward, dem Künstler abgekauft und als ein bleibendes National-Eigenthum und Denkmal hier in Stanz aufgestellt worden ist. Die Hauptfigur des Gemäldes ist natürlich der heilige Niklaus; er ist dargestellt, wie man ihn gewöhnlich

*) S. ebendasselbst S. 243.

auf allen Bildern, die man von ihm hat, sieht, in einem langen, groben Mönchs- oder Einsiedler-Gewande. Freundlich und liebevoll blickt er auf die Seinen herab, die traurend vor ihm stehen. Seine Rechte schwebt über dem Haupte des zarten Kindes, das die bekümmerte, aber doch in den Willen des theuren Vaters ergebene Mutter ihm zum Abschieds-Segen darreicht; ein älterer Knabe hat die linke Hand des Vaters gefaßt, die er mit heißen Thränen benetzt. Eine der erwachsenen Töchter steht gefaßter da und mit gefalteten Händen scheint sie den Segensworten des scheidenden Vaters Erfüllung zu erflehen, während ihre jüngere Schwester, ihres Schmerzens nicht mächtig, seitwärts mit verhülltem Gesicht ihren Thränen freien Lauf läßt. Mit wehmüthiger Theilnahme an dem gemeinsamen Schmerz der Familie, aber männlich gefaßt und durchdrungen von Bewunderung des erhabnen Entschlusses stehen weiter zurück Sohn und Sidam, und die alte Mutter blickt in stummer Behmuth auf den Sohn; sie scheint von ihrem Sitze aufstehen zu wollen, ihn noch einmal an ihre Brust zu drücken, allein die schwachen Füße versagen ihr den Dienst, ihr thränenvolles Auge winkt ihm Heil und Glück. Eine Magd, die im Hintergrunde am Tische mit

Hinwegräumung der Speisen beschäftigt ist, bleibt nicht ungerührt bei der Betrübniß der Familie, der sie von ganzem Herzen zugethan ist; auch ihr entfallen in der Stille Thränen der Wehmuth, daß ihr guter Herr von dem Hause scheidet. — Das Ganze ist mit eben so tiefem Gefühl gedacht, als mit großer Kunst ausgeführt. Es ist eines von den seltenen Kunstwerken, welche die Gefühle, die sie ausdrücken wollen, auch in den Herzen der Anschauenden erregen. Man kann dieses Bild gewiß nicht ansehen, ohne die wehmüthige Trauer der dargestellten Familie mit zu empfinden und zugleich gegen den Mann, um den hier alles trauert, von Bewunderung durchdrungen zu werden.

Von dem Rathhause führte uns unser Herr Kaplan in das Franziskaner-Nonnenkloster. Da es das erste Kloster war, welches meine jungen Gefährten sahen, so war es natürlich, daß sie es mit besonders gespannter Erwartung betraten. Ueber die Entstehung und den ersten Zweck der Klöster überhaupt, habe ich schon im ersten Bändchen dieser Sammlung von Schweizerreisen (S. 59) Nachricht gegeben, worauf ich also meine lieben jungen Leser hier verweise. Ich habe hier nur hinzuzusetzen, daß nachdem einmal das Klosterleben aufgekommen war, bald
mehrere

mehrere sogenannte Orden entstanden, das heißt mehrere Gesellschaften von Klosterbrüdern und Klosterfrauen, deren jede nach einerlei Regel oder Gesetz ihres Stifters lebten. So entstand der Benedictiner-Orden, den ein italienischer Abt Benedictus gestiftet hatte, so der Bernhardiner-Orden, so der Augustiner-Orden und viele andere. Die Vorschriften oder Regeln, nach welchen diese verschiedenen Orden leben, sind mehr oder weniger strenge; in drei Gelübden kommen sie aber alle überein, die ein jeder, der sich dem Klosterleben widmen will, sei es in welchem Orden es wolle, ablegen muß, das ist: das Gelübde der Armuth, des Gehorsams und der Keuschheit oder des ehelosen Lebens. Was das erste dieser Gelübde, nämlich das Gelübde der Armuth betrifft, so wissen wir, daß durch die Schenkungen und Gaben, womit nach und nach die Freigebigkeit und der Aberglaube der Menschen die Klöster überhäufte, viele derselben zu unermesslichen Reichthümern gelangt sind; daß diese Reichthümer die Klosterleute zur Heppigkeit und zum Wohlleben verleitet haben, so daß sie bald die harte und äußerst mäßige Lebensart der ersten Stifter des Klosterlebens vergaßen. Um diese wiederherzustellen, wurden wieder andere Orden gestiftet, deren Anhänger sich blos

von milden Gaben ihrer Mitchristen ernähren sollten, und die deswegen Bettelorden genannt wurden. Zwei derselben sind besonders berühmt geworden, die Dominicaner und die Franziscaner, jene von einem Spanier Dominicus, diese von Franziscus, einem Italiener gestiftet. Allerdings zeichnen sich diese Orden durch eine rauhere und schlechtere Lebensart vor andern aus und erhielten auch im Anfange sich bloß von Almosen; da aber diese sehr reichlich ausfielen, so kamen sie bald auch in den Besitz großer Güter und Einkünfte, so daß das Almosensammeln nur zum Schein beibehalten werden durfte.

Das Frauenkloster, welches wir jetzt besuchten, ist von der Regel des heiligen Franziscus. Das Gebäude ist nicht ausgezeichnet, weder äußerlich noch innerlich, mehr ärmlich, als daß es auf irgend eine Weise Ueberfluß und Luxus verriethe, auch die Kirche fanden wir in Hinsicht ihrer Verzierungen weit hinter manchen katholischen Dorfkirchen zurück stehend. Man führte uns zuerst in das sogenannte Sprachzimmer, wo bald hinter dem eisernen Gitter, welches unser Zimmer von einem daran stoßenden trennte, zwei artige Klosterfrauen erschienen. Sie trugen braune Kutten, von grobem

Tuch, mit weiten Ärmeln; ein dichter weißer Schleier bedeckte Kopf, Hals und Brust. Beide schienen im Alter nicht viel von einander verschieden und zwischen 30 und 35 zu seyn. Auf ihren bleichen Gesichtern waren die Reste ehemaliger Schönheit nicht zu verkennen. Von Kränklichkeit und vielleicht auch innerm Gram schienen ihre Blüthen vor der Zeit dahin gewelkt zu seyn. Sie waren gegen uns sehr freundlich und gesprächig, fragten viel von Bern und wunderten sich, daß solche junge Studenten schon so weite Reisen machten und über alle Berge laufen möchten. Sie führten uns hierauf im Kloster umher, zeigten uns ihr Speisezimmer, ließen uns sogar eine ihrer Zellen sehen, die zwar klein, aber sehr sauber und ordentlich eingerichtet war. Von den übrigen Nonnen sahen wir keine, weil sie eben in einer Wiese, die zum Kloster gehört, beschäftigt waren, Heu zu machen. Aus allem diesem ersehen wir, daß die Regel, nach welcher diese Klosterfrauen leben, nicht streng ist und ihnen noch manche Freiheit verstattet. Wir hörten auch, daß sie dann und wann ausgehen und ihre Verwandten im Flecken besuchen dürfen. Uebrigens ist das Leben dieser Nonnen nicht einzig den Andachtsübungen und der geistigen Be-

schauung gewidmet, sondern sie leisten auch der Welt noch nützliche Dienste, indem sie sich mit der Erziehung und dem Unterrichte junger Mädchen beschäftigen; auch ist mit diesem Kloster das Waisenhaus verbunden, welches mehrentheils von milden Gaben und Collekten unterhalten wird. Nachdem uns die freundlichen Klosterfrauen noch in ihren Garten geführt und uns mit schönen Blumen beschenkt hatten, schieden wir mit dankbaren Herzen für ihre liebevolle Aufnahme von ihnen, und nahmen unsern Weg nach dem Kapuziner-Kloster; als wir über die Matten des Frauenklosters giengen, erblickten wir daselbst die übrigen Nonnen, mit Rechen und Heugabeln ihr Heu umwendend und in Haufen zusammen tragend.

Das Kapuzinerkloster liegt auf einer Anhöhe am Fuße des Stanserberges, wo wir an der reizenden Aussicht über den Flecken und die ganze fruchtbare, wiesen- und baumreiche Gegend zwischen Stanz und dem Bürgen und Roßberge uns erquickten. Ueber Stanzstad hinweg zeigte sich ein Theil des Vierwaldstätter-Sees, aus dem sich jenseits der Pilatus majestätisch erhebt.

Das Kloster war an jenem unglücklichen 9. September in eine Kaserne für die franzö-

fischen Soldaten verwandelt und dadurch beinahe zerstört worden; denn die Soldaten hatten bei ihrem Abzuge alles zerschlagen und zernichtet. Man zeigte uns eine Zelle, in welcher die einfallenden Franken einen Kapuziner, der betend auf den Knien lag, erschossen hatten. Nach dem Abzuge der Franzosen ist das Kloster wiederhergestellt worden, das zugleich eine Unterrichts-Anstalt für die männliche Jugend ist. Als wir auf unserm Rückwege über den sogenannten Schützenplatz giengen, trafen wir daselbst einen langbärtigen Kapuziner an, der einige jungen Knaben um sich versammelt hatte, die er übte, mit dem Blasrohre nach einem Ziele zu schießen, welches Schauspiel meinen jungen Gefährten gar komisch vorkam.

Während unserm Nachtessen in der Krone, bei welchem unser gefälliger Begleiter uns Gesellschaft leistete, erzählte er uns noch manche einzelne Begebenheiten aus jenen Tagen des Schreckens und allgemeinen Jammers. Außer den beim Einrücken der Franzosen in Stanz ermordeten Greisen, Weibern und Kindern waren bei dem fortgesetzten zerstreuten Kämpfen und Morden überhaupt 259 Männer, 102 Frauen und 25 Kinder umgekommen, in der eigentlichen Schlacht waren nur 190 Nidwaldner ge-

blieben, dagegen sollen die Franzosen einige Tausend verloren haben. Bei 600 Häuser, Ställe, Speicher, Kirchen und Kapellen sind damals ein Raub der Flammen geworden, und der durch Brand und Plünderung verursachte Schaden soll auf 1,498,606 Schweizerfranken betragen haben. Durch die kräftige Hülfe und Unterstützung, welche die unglücklichen Nidwaldner aus allen Cantonen der Schweiz, dann aber auch aus Deutschland, Dänemark und England erhielten, kamen sie indessen nach und nach wieder in den Stand, ihre eingeäscherten Häuser, Kirchen und Kapellen aufzubauen und sich von dem erlittenen Schaden und Verlust zu erholen. Allein viele, denen nichts als der Grund und Boden ihrer Güter geblieben war, und die zum Aufbau ihrer Häuser und zur Wiederherstellung ihrer Einrichtung hie und da Geldsummen aufnehmen mußten, saßen noch immer unter dem Druck dieser Schuldenlast, von der sie sich auch sobald noch nicht werden befreien können. —

Wir verließen Stanz am folgenden Morgen in aller Frühe und wanderten auf einem anmuthigen Wege gegen Buochs zu. Nicht weit von Stanz zeigt sich ein mit hohen Bäumen umgebener und wie ein Amphitheater er-

höherer Platz, welcher zum Versammlungsort der Midwaldner-Landsgemeinde dient; hier führt eine Brücke über den Aafluß, der von den wilden Surenen und aus dem Engelberger-Thale herabkömmt und unweit des Dorfes Buochs sich in den See ergießt. Hier, wo sich der Weg nach Buochs von dem nach Engelberg scheidet, erneuerten einige meiner jungen Reisegefährten ihren schon mehrmals geäußerten Wunsch, daß ich sie doch nach Engelberg und von da über die Sureneneck nach Uri führen möchte, noch einmal recht lebhaft. Allein es konnte dieser Wunsch aus zwei Gründen nicht erfüllt werden; einmal weil uns dieser Weg, vorausgesetzt daß das Wetter günstig bliebe, einen ganzen Tag mehr gekostet hätte, und zweitens, weil die meisten meiner Reisegefährten diesen Weg schon einmal mit mir gemacht hatten, die dafür nun jetzt einen andern wünschten kennen zu lernen. Wir wanderten also nach Buochs zu; indessen versprach ich den Abgewiesenen während unserer Seefahrt recht viel von Engelberg und von der frühern Reise über die Sureneneck zu erzählen, womit sie sich denn einstweilen zufrieden stellten.

Das Dorf Buochs liegt auf der Höhe und ist sowohl durch seine Lage am See als auch durch seine ganz neuen und schönen Häuser

eines der reizendsten Dörfer, die man nur sehen kann. Auch dieses Dorf hatte das Schicksal durch die Franzosen völlig eingeäschert zu werden. Nachdem diese schon überall die Oberhand gewonnen hatten, auch Stanz schon in ihren Händen war, hatten die Bewohner von Buochs noch die Verwegenheit sich den Truppen, die diesen Ort besetzen sollten, zu widersetzen. Je hartnäckiger ihr Widerstand war, desto mehr reizten sie dadurch die Wuth der schon ohnehin zu grimmigem Zorn entbrannten Feinde, die nun ohne Schonung alles niedermachten und das Dorf an allen Ecken anzündeten. Die ganze Nacht, heißt es, loderten die Flammen hoch empor, die Berge waren in Rauch verhüllt, der See verdoppelte im Widerschein die furchtbare Brunst, während die Felsen wiederhallten vom Jammergeschrei der geflohenen Unglücklichen, die ihre Wohnungen, ihr Vieh, all' ihr Haab' und Gut den Flammen Preis gegeben sahen. Damals fand auch der geschickte und berühmte Maler Würsch, von dem man viele treffliche Gemälde in Sarnen, Luzern, Engelberg u. a. D. sieht, ein blinder 75jähriger Greis, seinen Tod in den Flammen seines eignen Hauses. Vor seiner Hausthüre sitzend, erwartete er die wüthend einbrechenden Feinde;

seine ehrwürdige Miene, sein weißes Haar, seine sanften Worte, meinte er, würden die Herzen der Soldaten rühren und ihrer Wuth Einhalt thun; aber nichts! Sie stießen ihn hinein in die Flammen! —

3.

Seefahrt von Buochs nach Flüelen.

Wir verweilten in Buochs nicht länger, als nöthig war, uns ein Schiff zur Fahrt nach Flüelen zu bereiten. Da diese Fahrt sechs Stunden dauert, so ließen wir unser Schiff mit einigen Lebensmitteln versehen, auch ward zu mehrerer Bequemlichkeit ein Tisch in dasselbe gestellt, an welchem wir zu beiden Seiten unsere Plätze einnahmen. Hierauf wurde, unter lautem Jubel der jungen Reisenden, vom Lande gestossen.

Es bietet diese Fahrt zu Anfange nicht sonderlich viel Interessantes dar, die nähern Ufer des See's sind ziemlich einförmig, die entferntern zu entfernt, als daß man die Gegenstände derselben deutlich unterscheiden könnte, die an

diesem Morgen ohnehin in einem leichten Dunste, der über der Fläche des Wassers schwebte, ganz in einander flossen. Wir mußten also unsere Unterhaltung einstweilen mehr aus uns selbst als aus unsern Umgebungen schöpfen, und so ward ich auch bald an mein Versprechen erinnert, von der frühern Reise nach Engelberg und über die Surenen zu erzählen, was ich meinen lieben Lesern hier kürzlich mittheilen will, da es dieser Reisebeschreibung gewissermaßen zur Ergänzung dienen kann.

Episode von Engelberg und den Surenen.

Von Stanz führt der Weg nach dem hoch im Gebirge liegenden Thale von Engelberg längs dem wilden Aaflusse hinauf. Zwei Stunden lang geht es kaum merklich ansteigend in dem engen, von hohen Bergen eingeschlossenen Thale fort, auf deren Höhen die schönsten Alpen sind. Bei Büren geht man über die Aa, die man von da immer zur Rechten behält. Nicht weit von Büren liegt links auf einem hohen steilen Berge der Wallfahrtsort Niesenbach mit einer Mariakapelle, die jährlich von vielen Tausenden besucht wird. Gegenüber liegt das sehr

bewohnte Dorf Dallenwyl am Fuße des fruchtbaren und mit vielen einzelnen Wohnungen besetzten Wisiberges, über welchen an jenem unglücklichen 9. September eine Fränkische Colonne, die von Kerns her diesen Berg erstiegen hatte, gegen Stanz heranrückte. Weiter hin führt der Weg bei Wolfenschiefß vorbei, dem vormaligen Stammhause der Edlen von Wolfenschiefß. Dann gelangt man in Kurzem nach Grafenort, wo neben einem Wirthshause ein schönes Landhaus steht, welches der Abten Engelberg angehört. Von hier an hat man noch zwei starke Stunden, fast immer im Walde ziemlich steil aufwärts zu steigen. Das Thal zieht sich in einen engen Schlund zusammen, wird immer wilder und die Aa stürzt tief unten im Abgrunde wüthend über die abgerissenen Felstrümmer hinunter. An einigen Stellen blickt man mit Schaudern in die Tiefe hinab. Auf dem ganzen Wege stehen fast alle Viertelstunden steinerne Pfähle mit Gemälden hinter Gittern, welche eine ganze Reihenfolge von Vorstellungen aus der Leidensgeschichte Jesu enthalten. Wenn man endlich nach langem, mühsamem Steigen aus dem Walde heraus tritt, so wird man durch den Anblick der schönen Klostergebäude von Engelberg, die mitten in einem

anmuthigen Wiesenthale stehen, auf das angenehmiſte überrascht. Das Kloster ist ein weitläufiges, schönes Gebäude, das erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts erbaut worden ist.

Das Thal ist von allen Seiten mit himmelhohen Bergen umgeben, die um desto höher und gewaltiger erscheinen, weil sie sich aus dem Grunde des Thales meist unmittelbar mit schroff abgeschnittenen Felsen emporheben. Nur da, wo die wilde Aa sich durch den wilden Tobel brausend hinausdrängt, hat das Thal einen Ausgang nach dem Thale von Stanz hinunter. Auf allen übrigen Seiten steht es nur durch öde Bergpfade, die einzig und allein im hohen Sommer gangbar sind, mit den benachbarten Thälern von Unterwalden, Bern und Uri in Verbindung.

Der höchste Berg in diesem Thale ist der Titlis, der sein erhabnes, schneeweißes Haupt, den sogenannten Nollen hoch über alle seine Nachbarn erhebt. Ihm gegenüber steht der Engelberg, an dessen Fuß, fast in der Mitte des Thales, die Gebäude des Klosters liegen. Von ihm bis zum Titlis hinüber zieht sich im Hintergrunde das mit ungeheuren Massen von Eis belastete Amphitheater der Surenen und des wilden Grassen, zwischen welchen die schwar-

zen Zackenfelsen der beiden Spannörter, wie Thürme hervorragen.

Der Thalboden kann fast zwei Stunden lang aber wohl nirgend über eine halbe Stunde breit seyn. Er wird von mehreren klaren Bächen durchschnitten, die alle früher oder später von der Na verschlungen werden, und stellt eine grasreiche Wiesenfläche dar, die längs den Bächen hie und da mit Erlenbäumen eingefast ist. Kein Ackerfeld, kein Garten, keine Frucht-bäume sind hier mehr zu sehen.

Die Wohnungen der Thalleute, deren Anzahl auf 1400 angegeben wird, liegen durch das ganze Thal zerstreut; die meisten und schönsten bilden neben dem Kloster eine Gasse, die das Dorf genannt wird.

Wir fanden im Kloster selbst die liebreichste, freundlichste Aufnahme. Der würdige Abt, der „gnädiger Herr“ genannt wird, ließ uns sogleich Zimmer anweisen, um uns umzukleiden, und hierauf wurden wir mit Speis und Trank erquickt. Einer der jüngern geistlichen Herren erhielt den Auftrag, uns alles zu zeigen, was das Kloster mit seinen Umgebungen irgend merkwürdiges für uns haben könnte. Dieser, ein lebhafter, junger Mann, voll Eifer für wissenschaftliche Kenntnisse, nahm sich un-

ferer mit aller Wärme an. Er führte uns zuerst überall im Kloster umher, welches ein sehr weitläufiges Gebäude ist. Seine langen und breiten Gänge sind heiter und haben nicht das Melancholische, was sonst wohl solche Gebäude charakterisirt. Die Wände waren überall mit Prospekten großer und kleiner Städte und mit Landkarten behangen.

Das Kloster besitzt eine schöne Bibliothek, welche die einzige ist im ganzen Canton Unterwalden. Sie ist im obersten Stockwerk in einem geräumigen Saale aufgestellt, dessen gewölbte Decke und eine Wand durch einen mächtigen Spalt zerrissen ist, welcher von einem Erdbeben entstanden seyn soll. Als einen der kostbarsten Schätze dieser Bibliothek zeigte man uns ein Manuscript aus dem 12ten Jahrhundert, das von einem der ersten Aebte des Klosters geschrieben worden. Man beklagte sich über die Franzosen, die viele der seltensten und besten Bücher mitgenommen hätten. Aus der Bibliothek tritt man unmittelbar auf eine Gallerie der Kirche, die einen ganzen Flügel des Klosters einnimmt und schön verziert ist. Besonders zeichnet sich ein Altargemälde aus, welches die Himmelfahrt der Jungfrau Maria vorstellt. Wir mußten noch eine Treppe höher bis

unter das Dach steigen, um auch das Theater des Klosters zu sehen, auf welchem an gewissen feierlichen Tagen, wie z. B. am Namenstage des gnädigen Herrn, die jungen Studenten, die in dem mit dem Kloster verbundenen Seminarium gebildet werden, irgend ein geistliches Schauspiel aufzuführen pflegen.

Dieses Seminarium ist im Erdgeschoß des Klosters. Hier sind die Schlafzimmer der Studierenden, die bloß in hölzernen Verschlägen bestehen, wodurch die Betten von einander abgesondert sind. Lehrer an dieser Anstalt sind einige der Klostergeistlichen, welche Professoren heißen, und theils in Engelberg selbst, theils in Luzern ihre Studien gemacht haben. Einer dieser Lehrer beschäftigt sich eifrig mit dem Studium der Natur, die ihn hier umgiebt, und hat eine Menge von den natürlichen Schätzen seiner Gegend, besonders Mineralien und Insekten, zusammengebracht, die jedoch noch ohne alle Ordnung in einem eignen, zum Naturalienkabinet bestimmten Zimmer, umherlagen. Der Kammerdiener des Abts war Botaniker, und zeigte uns seine getrockneten Pflanzen, worunter wir manches seltene, den hiesigen Alpen eigne Gewächse bemerkten.

Wir speiseten mit dem Abt und einigen an-

dern Herren des Convents zu Nacht. Die Tafel war frei von schwelgerischem Ueberfluß, übrigens gut besetzt, die Unterhaltung ungezwungen, angenehm und lehrreich für uns. Das Gespräch fiel auf die Ersteigung des nahen Titlis, die vom Kloster aus zum erstenmal im Jahr 1744 versucht, nachher aber mehrmals wiederholt worden ist. Es traf sich glücklich, daß einer der Herren Conventualen, der einmal dieser Expedition beigewohnt hatte, sich in der Tischgesellschaft befand. Er erzählte viel von den Gefahren und Mühseligkeiten, die er dabei ausgestanden, wie er bald über Eisschründe und Gletscherspalten habe hinwegsetzen, bald an senkrechten Felsenwänden hinaufklettern, bald wieder auf schmalen Felsenvorsprüngen neben den scheußlichsten Abgründen hingehen müssen, wie ihm endlich oben auf dem Gipfel des Nollen die dünne und scharfe Luft so zugesetzt habe, daß ihm fast Hören und Sehen vergangen sei, und wie er geglaubt habe, er werde da oben umkommen müssen. Die andern Herren an der Tafel hörten ihm lächelnd zu und gaben nicht undeutlich zu verstehen, daß es denn doch wohl nicht ganz so arg gewesen seyn möchte, und daß die sämmtlichen Herren, welche jene Expedition mitgemacht, in ihren Schilderungen der ausgestandenen Gefahren

fahren und Mühseligkeiten wohl ein wenig übertrieben haben dürften, um sich desto mehr Bewunderung zu erwerben. Wirklich ist der Titlis seitdem durch Herrn Ingenieur Müller in Engelberg, einem der geübtesten Bergbesteiger in der Schweiz, mehrmals erstiegen worden, der dies Unternehmen bei weitem nicht so gefährlich gefunden, und von der Kälte und der verdünnten Luft auf dem Gipfel nie so heftige und nachtheilige Wirkungen an sich gespürt hat. Freilich mag hier wohl das Sprichwort gelten: *duo quum faciunt idem, non est idem.*

Am folgenden Morgen besahen wir in einem Nebengebäude des Klosters die Werkstatt zum Seiden-Spinnen, Waschen und Krempeln, womit jetzt viele Leute, die sich sonst in diesem Thale kaum ernähren könnten, beschäftigt werden und ihren Unterhalt gewinnen. Dies ganze Geschäft wird hier für Rechnung des Klosters betrieben, welches die zubereitete Seide größtentheils nach Luzern oder auch in die Manufakturen von Gersau absetzt. Dies ist eine von mehreren wohlthätigen Anstalten, die durch den vorigen Abt des Klosters Engelberg, Leodegar Salzmann, gestiftet worden; ein Mahne, der in Engelberg von keinem Menschen anders, als mit Ehrerbietung, Dankgefühl und Segens-

wünschen ausgesprochen wird. Denn ihm verdankt das kleine Völkchen, welches dieses einsame Bergthal bewohnt, seinen Wohlstand und sein stilles Glück. Er hat Segen auf dieses Gotteshaus gebracht, der nie davon weichen wird, so lange seine Nachfolger fortfahren werden, in seinem Geiste mit wahrer Menschenliebe seine Anordnungen aufrecht zu erhalten.

Das Hauptgewerbe ist für das Thal die Viehzucht, woraus auch das Kloster seine Haupteinkünfte zieht. Man rechnet im ganzen Thal etwa 1800 Kühe, mit denen, welche dem Kloster gehören, aus deren Milch jährlich etwa 10,000 Käse zu 25 — 30 Pfund gemacht werden. Alle diese Käse werden in die Magazine des Klosters abgeliefert, aus welchen sie mehrentheils im Herbst über den Gotthardsberg nach Italien versendet werden. Man berechnet den jährlichen Absatz ungefähr auf 40,000 Gulden. Man zeigte uns die zahlreichen Speicher, die im Herbst alle mit Käsen angefüllt sind. Hier sahen wir sie in Gestellen, gleich den Büchergestellen in einer großen Bibliothek, zwischen denen schmale Gänge sich labyrinthisch in einander verlieren, aufgestellt.

Noch machten wir einen Besuch bei dem schon oben beiläufig erwähnten Herrn Ingenieur

Müller, einem Mann, der sich von Jugend auf mit Besteigung, Untersuchung, Messung und Zeichnung der Gebirge abgegeben, und sehr viel zur genauern und richtigern Kenntniß derselben beigetragen hat. Er ist es auch, der die Darstellung der Gebirgsgegenden in erhabner Arbeit (en relief), wie sie zuerst der General Pfyffer in Luzern versuchte, sehr vervollkommenet hat und von dem die besten Werke dieser Art herrühren. Er nahm uns sehr freundlich auf und zeigte uns mit vieler Gefälligkeit zwei dieser Reliefs, die er eben in Arbeit und beinahe vollendet hatte. Das eine stellte den Gotthardsberg nebst einem Theile von Graubünden und Tessin, das andere aber das Engelberg-Thal mit seinen Gebirgen umher vor. Beide interessirten uns außerordentlich und dienten uns zu einer nachmaligen, sehr nützlichen Vorbereitung auf die Reise, die wir damals vor uns hatten, indem wir auf diesen Hochbildern einen großen Theil des Wegs verfolgen konnten, den wir nehmen wollten, wobei Herr Müller nicht ermüdete, uns auf alles Merkwürdige desselben aufmerksam zu machen, und uns eine Menge Notizen mitzutheilen, die uns in der Folge sehr nützlich waren. Wir konnten uns fast nicht losreißen von diesen Bildern, und doch mußten wir, da

die lange Reise über die Surenen, die wir an diesem Tage vor uns hatten, uns nicht erlaubte länger zu verweilen. Es war ungefähr 9 Uhr, als wir mit herzlichem Dankgefühl für alle Güte, die man uns erwiesen hatte, von dem Kloster schieden, und den einsamen Weg nach dem merkwürdigen Hintergrunde des friedlichen Thales betraten.

Bald führte uns dieser Pfad am Eingange des kleinen Nebenthals *Horbis* vorüber, das zur Linken neben dem Engelberge sich gegen eine Felswand, das Ende der Welt genannt, hinaufzieht, die es dort gänzlich schließt. Unter einigen, mit Gras überwachsenen und von Bäumen beschatteten Felsblöcken rauscht, wenige Schritte vom Wege entfernt, ein Bach hervor. Dies ist eine von den periodischen, nur den Sommer hindurch fließenden Quellen, deren es in diesen Gebirgen mehrere giebt. Oben auf den mit Schnee bedeckten Gipfeln des Gebirges sind nämlich Vertiefungen, worin sich im Frühling und Sommer das Schmelzwasser sammelt, das durch die Klüfte des Gebirges hinabdringt und unten in vielen Quellen hervorsprudelt. Bald vereinigen sich diese alle in einen kristallhellen Bach, der unter dem Namen des Erlenbachs durch den grünen Teppich des Thal-

bodens sich lieblich dahin schlängelt, bis er zuletzt von der wilden Aa verschlungen wird.

Nach einer halben Stunde erreichten wir den wunderschönen Wasserfall des Tätschbachs, der in mehreren Absätzen von dem Felsen des Engelbergs in das Thal herabstürzt. Sein letzter Fall, der etwa 50 Fuß Höhe haben mag, gewährt mit den Baumgruppen und den bemooseten Felstrümmern, die sein Becken umgeben, zumal in der Morgenbeleuchtung, einen schönen, mahlerischen Anblick, bei dem wir gern einige Minuten verweilten.

Kaum hat man diesen Wasserfall verlassen, so fängt die Wildniß des Thales an sich furchtbar zu enthüllen. Die Bäume verschwinden, die üppigen Wiesen hören auf, unordentlich übereinander geworfene Felstrümmer bedecken zu beiden Seiten die von Erde entblößten untersten Berghalden, an welchen die hier ganz ungebändigte Aa wildbrausend sich hinwälzt. Mitten zwischen diesen wilden Umgebungen erhebt sich ein grüner Alpenhügel, auf welchem die schmucken Kühe des Klosters mit harmonischem Glockengeläute weiden. Das Bild der friedlichen Ruhe, welches diese weidenden Kühe und die stattliche, auf der Höhe des Alpenhügels liegende Gennhütte geben, contrastirt seltsam

mit der Zerstörung, die rings umher ihre schrecklichen Spuren hinterlassen hat und jeden Augenblick sich erneuern zu wollen drohet.

Die schöne Sennerei des Klosters Engelberg heißt die *Herrenrenti*, und unterscheidet sich durch ihre Größe, durch ihre bequemere und saubere innere Einrichtung ganz von den gewöhnlichen Sennhütten der Alpen. Sie enthält in ihrem Innern mehrere abgesonderte Räume und ein ganz nettes Gemach zu würdiger Aufnahme eines Besuchs der Klosterherren, die sich dann und wann hier mit Bergspeisen erquicken lassen. Auch wir fanden eine gastfreundliche Aufnahme und Bewirthung in dieser Sennerei.

Hat man den Alpenhügel überstiegen, so sieht man sich nun plötzlich mitten in der schrecklichsten Bildniß, indem eine Beugung des Thals den Rückblick auf jene Sennerei und das weidende Vieh, und mit demselben auch den letzten Rest des Bildes sanfter Natur hinweggerückt hat. Alles, was einen nun umgiebt, sind Bilder der Natur in ihrer furchtbarsten, Grausen erregenden Größe. Wohin man das Auge wendet, sieht man im Thale nichts mehr, als Zerstörung, nichts als Trümmern. Unmittelbar aus dem mit Felsstücken und zertrümmer-

ten Tannen übersäeten Bette des tobenden Aflusses, der hier den Thalboden in seiner ganzen Breite, mit unwiderstehlichem Grimme tyrannisiert, steigen die fürchterlichsten Felsen-Colosse zum Himmel auf, deren mit ewigem Eis umhüllte Firsten ein Amphitheater von unendlicher Erhabenheit und Majestät darstellen. In einem weiten Halbkreis begränzen sie das Thal, gegen welches sie ihre tief mit Schnee bedeckten Halden zwischen grauen Felsenspitzen, von mannigfaltigen Formen herabsenken. Wie die Zinnen einer mächtigen Feste, ragen über ihrem weissen Rücken die zackigen Felsenhörner des Schlossbergs und der Spannörter hervor, unter welchen der wilde Grafsen seinen ungeheuern Eismantel weit ausdehnt. Dies ist

— der Eurenen furchtbares Gebirg^{*)}

Auf weit verbreitet öden Eisesfeldern,

Wo nur der heis're Lämmergeier frächzt.^{*)}

Was unten im Thale die tobende Aa, vom schmelzenden Schnee angeschwellt, in ihrem Grimme nicht erreichen kann, das wird oft von oben her von stürzenden Schneelaninen ergriffen und vernichtet. Wir mußten hier im August über die Reste einer Schneelanine hinweg schrei-

^{*)} Schillers Wilhelm Tell.

ten, die im November des vorigen Jahres herabgefallen war. Von dem wilden Grassen war sie in das Thal herabgestürzt, von da gegenüber am Fusse des Engelberges weit hinaufgestiegen und über einen Wald von Erlen, den der vor ihr hergehende Windstoß zu Boden gestreckt hatte, wieder zurück gerutscht und unten in und neben der Aa liegen geblieben. Das Wasser des Flusses hatte unstreitig bald den größten Theil ihrer Schneemasse aufgelöst und fortgeführt, aber noch lag, trotz der brennenden Sonnenhitze, ein großer Rest derselben mit eingehüllten Felsstücken, Baumstämmen und Nesten da, der wohl schwerlich noch in jenem Sommer wird hinweggeschmolzen seyn.

Zwischen den Felsen am Fuß des Engelbergs windet sich der schmale Fußpfad, bald mehr bald weniger ansteigend, zu der kräuterreichen Surenenalp hinauf. Dies ist

— die Alpentrist, wo sich

Aus Uri und von Engelberg die Hirten

Anrufend grüssen und gemeinsam weiden.*)

Diese Alpen gehören nämlich schon zu Uri, welches aber den zunächst an Engelberg angrenzenden Theil derselben diesem Stifte zu ver-

*) Schillers Wilhelm Tell.

leihen pflegt. Große Schätze bietet diese wilde Gegend dem Botaniker und Insektenfreunde dar. Auch wurde meine ganze Reisegesellschaft durch den außerordentlichen Reichthum der hiesigen Insektenwelt unwillkürlich von einem so regen Eifer des Sammelns ergriffen, daß unsere Ausbeute an seltenen, zum Theil zuvor noch nie in der Schweiz gefundenen Käfern und Schmetterlingen, durch die gemeinschaftliche Aufmerksamkeit und Anstrengung sehr bedeutend wurde. Auch verkürzte diese unterhaltende Beschäftigung uns die Zeit, die uns ohne sie in dieser Einöde doch wohl etwas lang geworden seyn würde, nicht wenig, so wie sie uns auch die Beschwerlichkeit des anhaltenden Bergansteigens vergessen machte.

Schon hatten wir eine bedeutende Höhe der Eurenenalp erstiegen, als der erstaunenswürdige Anblick des Titlis und seiner beeiseten Nachbarn uns nochmals zum Stillstande einlud. Hier war es, wo diese Colosse, vorzüglich aber der Titlis, sich in ihrer ganzen Größe und Majestät zeigen. Senkrecht, wie eine Mauer, erhebt sich aus dem tiefen Thalboden die ungeheure Felsenwand des Titlis bis zu dem höchsten Gipfel des beeiseten Nollen. Kein Vorsprung unterbricht die senkrechte Richtung und kein Absatz von grüner Vegetation die graue Felsen-

masse, die in Einem Zusammenhange von dem dunkeln Grunde des Thales bis zu der weissen, auf ihrem Haupte ruhenden Eisdecke aufsteigt. Unbeschreiblich gross und einzig ist dieser erhabene Anblick.

Jene Eisdecke, die aus unserm Standpunkt gesehen, kaum einer Spanne hoch den Felsen zu bedecken schien, hat Herr Müller in Engelberg gemessen, und — wer sollte das denken? — 175 französische Schuh dick gefunden. *) — Nicht oft kann man dieses erhabenen Anblicks, so wie wir, in seiner ganzen Reinheit und Klarheit geniessen. Wie alle hohen Gipfel der Gebirge ist auch das Haupt des Titlis selten ganz unumwölkt, und sehr oft verbirgt es sich völlig hinter einem dichten Nebelschleier. Ziehen nur einzelne kleine Wölkchen an dem Nollen herum, so sagt man in Engelberg: er tubackelet, welches immer für ein untrügliches Zeichen eines baldigen Regens gilt.

Mühsam aufwärts steigend gelangt man

*) Die absolute Höhe des Thalbodens von Engelberg beträgt 3180 Fuß, seine relative Höhe über den Luzerner-See 1860 Fuß. Die absolute Höhe des Titlis ist nach Herrn Müller 10,710 Fuß, folglich seine relative Höhe über Engelberg 7350 Fuß, und über den Luzerner-See 9390 Fuß.

nach einiger Zeit an den Rand eines ziemlich tiefen Tobels oder Schlundes, in welchen der Stierenbach sich schäumend hinabstürzt. Ein Hirt aus Uri, der sich schon früher zu uns gesellt hatte, machte uns hier aufmerksam auf einen Stein, auf welchem die Eindrücke von den Hufen eines Stieres zu sehen seyn sollten, die wir jedoch, so sehr wir auch unsere Einbildungskraft anspannten, nicht zu erkennen vermochten. Dieser Stein gab indessen unserm Hirten Anlaß zur Erzählung des folgenden Märchens: „Es war einmal,“ heißt es, „vor vielen 100 Jahren ein Melspler, der hatte unter seiner Heerde ein Schaf, welches ihm so lieb war, daß er es eines christlichen Namens werth hielt und — taufte! . . . Was geschieht? — Das getaufte Schaf verwandelt plötzlich sich in ein scheußliches Gespenst, das die ganze schöne und fräuterreiche Alp verheert, Tag und Nacht auf derselben umherstreift, alles Vieh verjagt und den ganzen Berg den Engelbergern, denen er damals angehörte, unfruchtbar und unbrauchbar zurückließ. Da gab ein Mann, der in geheimen Künsten bewandert war, den Urnern diesen Rath: sie sollten ein Kalb neun Jahre lang mit purer Milch ernähren, im ersten Jahre von einer einzigen Kuh, im zweiten von zwei, im drit-

ten von drei Kühen u. s. f., und nach neun Jahren sollten sie dann diesen also mit Milch großgezogenen Stier durch eine reine Jungfrau auf jene Alp führen lassen. In der Hoffnung, eine große Belohnung dafür von Engelberg zu erhalten, befolgten die Urner diesen Rath und aus ihrer Alp Waldnacht, wo der Stall jenes Stieres, der Stierengaden genannt, noch jetzt zu sehen ist, ward er durch eine Jungfrau über den Felsengrat, der die Waldnacht von der Surenenalp trennt, herübergeführt, wo man ihn frei und sich selbst überließ. Bald begegnete ihm das Gespenst, das er aber sogleich angriff und in einem wüthenden Kampfe überwand und tödtete, wobei er sich jedoch dermaßen in Schweiß arbeitete, daß er, um seinen brennenden Durst zu löschen, nach jenem Bache rannte, der eben davon nachher der Stierenbach genannt worden ist, und so hitzig trank, daß er auf der Stelle des Todes war. Die Klauen seiner Hinterfüsse hatten sich aber in den Stein so tief eingedrückt, daß ihre Spuren noch auf den heutigen Tag zu sehen seyn sollen."

Von dem Stierenbach steigt man noch lange über die fräuterreiche Alp aufwärts, zuletzt mußten wir eine Viertelstunde lang über ununterbrochene Schneefelder gehen, die sich bis

zu dem höchsten Grat hinaufzogen. Hier verließen uns die wenigen, in den höhern Regionen der Alpen fliegenden Insektenarten vollends ganz. Nur hier und da fanden wir auf dem Schnee einige Fliegen und Schmetterlinge, die, vom Winde auf diese Höhe hinaufgetrieben, ermattet niedergefallen waren und den Tod gefunden hatten.

Endlich gelangten wir nach langem, mühsamem Steigen auf den höchsten Punkt des Passes, die Sureneneck genannt, einen schmalen, kaum 2 Fuß breiten Grat, der sich zwischen den rechts und links sich senkrecht und unersteiglich erhebenden Felsenhörnern hinzieht und das Surenenthal von der Waldnacht scheidet. Zu beiden Seiten des Grats geht es wie ein Hausdach steil hinab bis in eine gräßliche Tiefe, in welche das Auge kaum einen scheuen Blick wagt.

Die Sureneneck ist einer der höchsten Bergpässe dieser Alpenkette und nur im höchsten Sommer einige Wochen lang für Fußgänger, Pferde und Rindvieh gangbar. Seine Höhe beträgt nach Hrn. Müllers Messung 7215 Fuß über das Meer, und er ist folglich 1170 Fuß höher als die Scheideck zwischen Grindelwald und Oberhasli (6045 Fuß), und 931 Fuß höher als die Lauterbrunnen-Scheideck (6284 Fuß).

Der Anblick der nahen Eis- und Schneefelder mit den ungeheuren Klippen und Felsenhörnern, die aus ihnen hervorragen, die gräßlichen Schlünde, die sich hier zu den Füßen des erstaunten Wanderers von den steilen Felsenmauern in die dunkle Tiefe hinabsenken, und endlich die fernen Gebirge von Uri und Glaris, auf welchen zuletzt der Blick über dem schauervollen engen Schlund der Waldnacht und des finstern Bosgns hinweg ruhen bleibt — dieser Anblick ist so wenig zu beschreiben, als der Eindruck, den er auf uns machte und den er auf jeden, der nur einigermaßen für das Große und Erhabne der Natur Sinn und Gefühl hat, nothwendig machen muß.

Wir konnten uns indessen nicht lange demselben überlassen, denn es zog uns auf dieser Höhe ein so schneidender Ostwind entgegen, daß wir Mühe hatten, uns aufrecht zu erhalten. Zudem waren wir durch das mühsame Steigen ziemlich erhitzt hier oben angelangt, so daß es für unsere Gesundheit nicht rathsam gewesen wäre, in dem kalten Zuge des Windes lang still zu stehen.

Ein Schauer ergriff uns, indem wir in die Tiefe hinabblickten, in welche wir nun hinuntersteigen sollten. Eine unabsehbliche Schnee-

fläche dehnte sich zu unsern Füßen so steil hinab, daß wir die Möglichkeit gar nicht begriffen, wie wir über dieselbe hinunter kommen sollten. Auch vermochten wir nirgends die Spur eines gebahnten Pfades zu entdecken, der wir hätten folgen können, ohne Gefahr zu laufen, hier oder da in trügerisch durch den Schnee bedeckte Abgründe zu stürzen. Selbst unser Führer aus Unterseen schien verlegen, wo er uns hinab führen sollte. Jetzt hatten wir Ursache den glücklichen Zufall zu preisen, der jenen Hirten aus Uri uns zugesellt hatte, denn ohne ihn hätten wir uns kaum auf dieses lange, abschüssige Schneefeld gewagt, das uns so große Gefahren zu drohen schien. Er aber sprach uns Muth ein und ermahnte uns, ihm nur ohne alles Bedenken zu folgen. Augenblicklich nahm er seinen starken Bergstock zwischen die Beine, und indem er denselben mit beiden Händen festhielt, die Füße, nach einigen muthigen Sprüngen steif vor sich hin streckte, den obern Theil des Körpers aber stark zurücklehnte, sahen wir ihn in großer Schnelligkeit über den Schnee hinabgleiten. Diese Steckenreiterei setzte uns Anfangs in nicht geringe Verwunderung, aber es dauerte nicht lange, so folgten die Beherztesten meiner jungen Gefährten dem muthigen Vorreiter nach,

und nun war bald die ganze Gesellschaft beritten und rutschte unter lautem Jubel und Gelächter hinab.

Wenn einem auf dieser Höhe und im Angesicht des steilen, halbsbrechenden Passes erzählt wird, daß einst mehrere tausend Soldaten mit Kanonen und Pulverwagen da hinüber und herüber gezogen sind, so glaubt man ein Märchen zu hören, und doch ist dem wirklich also. Es war in dem für Uri so verhängnißvollen Sommer 1799, da dieses arme Land fortwährend der blutige Schauplatz war, auf welchem die Franken abwechselnd mit Oestreichern und Russen kämpften, als eine Colonne vom Heere des fränkischen Generals Lecourbe aus Engelberg über die Sureneneck in Uri eindrang, die Oesterreicher bei Altorf und Basen zurückschlug und das Urserenthal nebst dem Gotthard eroberte. Einen Monat nachher aber brach der russische Held Suwarow mit unwiderstehlicher Gewalt aus Italien über den Gotthard ein und vertrieb die fränkischen Truppen aus allen Winkeln des Kantons Uri, von welchen ein Theil über die Surenen sich nach Engelberg zurückzog, wobei die Soldaten zwei Kanonen, nebst den dazu gehörigen Wagen, auf ihren Schultern über den Berg tragen mußten.

Es ist nichts unerhörtes, daß auf jenen Schneefeldern Menschen, und zwar dieser Gegend sonst sehr kundige, verunglücken, wenn sie sich in später Jahreszeit, wo hier undurchdringliche Nebel stehen, oder der frischgefallene Schnee von den Winden in dichten Wolken umhergetrieben wird, hinauf wagen. Man erzählt Beispiele, daß solche Unglückliche hier im Nebel und Schneegeköber Tage lang verzweiflungsvoll umhergeirrt sind, bis sie endlich vor Hunger und Ermattung liegen blieben.

Nachdem man über die lange Schneefläche, die nie hinwegschmelzt, glücklich hinuntergekommen ist, so fängt eine, zwar nicht gefährliche, aber äußerst beschwerliche Stiege an. Ueber spitze aus dem Boden hervorstehende Steine oder lose übereinander liegende, oft unter den Füßen fortrollende Trümmer steigt man sehr lange und immer außerordentlich steil im Zickzack an dem Felsenhange hinunter zu der einsamen, stillen Alp, die den bedeutungsvollen Namen: Waldnacht führt.

Wie wohl thut es einem hier, nach langem mühsamen Aufwärts- und noch mühsamern Abwärtssteigen, einmal wieder auf ebenem Boden fortwandeln zu können! Wie erquickt das liebe Grün der Alp das durch die lange Schnee-

fläcke geblendete Auge! Wie erfreut, nach stundenlangem Verweilen in der Grabesöde der toten Natur, nun das neue Leben, das hier auf allen Seiten hervorblüht und aus den rauhen Kehlen der weidenden Kühe laut ertönt! Wie verdoppelt jetzt der ermüdete und von Hunger und Durst gefolterte Wanderer fröhlich jauchzend seine Schritte, wenn er von Weitem die gastfreien Hütten der Sennen erblickt, wo er Labung und Erquickung zu finden hofft!

Dieser Anblick belebte auch meine junge Reisegesellschaft, die auf dem lezten rauhen und holprichten Pfade manchen misanthigen Laut hatte vernehmen lassen, mit neuem Muth und neuer Fröhlichkeit. Singend und jauchzend wandelten wir längs dem rauschenden Bache hin und erreichten in kurzer Zeit die erwünschten Sennhütten. Der laute Jubel unserer Schaar hatte schon aus der Ferne alle Bewohner aus ihren Hütten hervorgerufen, die nun mit staunender Verwunderung unsern Zug anlangen sahen. Allerdings mußte ihnen die Erscheinung so vieler junger Knaben in dieser, nur höchst selten von einzelnen Reisenden besuchten Gegend, ganz neu und merkwürdig vorkommen, und daß diese jungen, zarten Kinder über den hohen, steilen Berg nun so fröhlich und guten

Muths und fast ohne alle Zeichen der Ermüdung hier anlangten, dies war ihnen ganz ungreiflich.

Auf's Höchste stieg aber ihre Verwunderung, als ihnen gesagt wurde, daß wir schon über acht Tage ununterbrochen auf der Reise wären, und daß wir noch mehrere andere Berge zu übersteigen gedächten, bevor wir in unsere Heimath Bern zurückkehren würden.

Wie sie nun hörten, daß wir von Bern kämen, da schien ihr Erstaunen sich auf einmal in theilnehmende Freude zu verwandeln. Deutlich war auf ihren Gesichtern zu lesen, daß der Name Bern ihnen besonders lieb und werth sei. Mit wehmüthiger Dankbarkeit erinnerten sie sich, wie am Ende des unglücklichen Sommers 1799, als Schwyz, Glaris und Uri durch die ungeheuren Drangsale des Krieges so zu Grunde gerichtet waren, daß viele Einwohner nicht mehr ihre Kinder zu erhalten vermochten, mehrere hundert derselben in andern Cantonen, vorzüglich in Bern aufgenommen worden und in den Häusern edelgesinnter Menschen Versorgung und Erziehung gefunden hatten. Mit lebhafter Freude erfüllte es die Herzen dieser guten Hirten der Waldnacht, jetzt Kinder von Bern vor sich zu haben, gegen welche sie ihre

dankbaren Gefühle ausströmen lassen konnten. Freundlich drückten sie ihnen wechselseitig die Hände, und nun liefen sie mit eifriger Geschäftigkeit fort und brachten herbei, was ihre Hütten von Milch, Nidle, Butter und Zieger vermochten, um den Kindern von Bern doch auch nach ihrer Art Gutes zu erweisen für das viele Gute, was in Bern den Kindern aus Uri erwiesen worden. Nachdem wir uns alle nach Herzenslust gelabt hatten, schickten wir uns zum Aufbruch an. Ich wollte unsern gastfreundlichen, wiewohl sehr armen Wirthen etwas Geld geben, aber sie waren auf keine Weise zu bewegen, es anzunehmen. Selbst eine Kleinigkeit, die wir unter einige kleine Kinder theilten, wollten die Eltern nur auf die Bedingung anzunehmen erlauben, daß wir noch mehr von ihren Bergspeisen genössen, die sie augenblicklich herbei zu holen giengen. Nur mit vieler Mühe konnten wir sie endlich hiervon abhalten. — Herzlich war unser Abschied von den guten Hirten. Viele Segenswünsche für die edlen Bewohner Berns folgten uns nach.

Sanft neigt sich die Alp hinunter, zu beiden Seiten von hohen, senkrechten Felsenwänden eingeschlossen, die sich am Ende einander so sehr nähern, daß zwischen ihnen für den Bach

und den Fußsteig nur eine schmale Oeffnung bleibt. Hier gewährt die Sureneneck mit den von ihr herabhängenden Schneeflächen und ein anderes Schneeamphitheater, welches sich links zwischen den hohen, zackigen Felsen hinaufzieht, nochmals einen majestätisch-prächtigen Anblick.

Kaum ist man durch den engen Spalt, der einem plötzlich den Anblick der Waldnacht entzieht, hindurch, so steht man mit Schrecken und Beben auf einem schmalen, hölzernen Stege über dem schaudervollen, bodenlosen Abgrunde, in welchen der noch kaum so sanft über die grüne Alp dahinfließende Bach sich schäumend und donnernd hinabstürzt. Dies ist einer von den Wasserfällen, die weniger durch die Höhe ihres Sturzes und den Reichthum an Wasser, als durch ihre fürchterlichen Umgebungen merkwürdig sind und einen mächtigen Eindruck hinterlassen. Fürchterlich ist der Schlund, das Bockgü genannt, in welchem man sich hier auf einmal wieder von allen Schrecknissen der Natur auf das engste umgeben sieht. Links der stürzende Bach in den gräßlich tiefen Abgrund, aus welchem jenseits die senkrechte Felsenwand himmelwärts aufsteigt; zur Rechten eine ähnliche Felsenmauer, an welcher der schmale Fußsteig im Zickzack sich in die Tiefe hinabwindet. Durch

die schmale Spalte, welche zwischen jenen Felsenwänden offen bleibt, erblickt man ein kleines Stück von dem Spiegel des Urner-Sees und der Ebene von Altorf.

Bald hernach führt der Weg über schöne Alpen und Weiden hinunter in das Thal der Reuß, wo wir mit Einbruch der Nacht in dem Dorfe Erstfelden anlangten.

Während dieser Erzählung waren wir auf der spiegelglatten Fläche des See's längs dem Unterwaldner-Ufer bis in die Gegend fortgeschwommen, wo an einer Bucht eben dieses Ufers das Dorf Beckenried liegt. Als wir uns demselben näherten, wurden unsere Schiffleute vom Lande her angerufen und befragt, wohin unsere Fahrt gehe. So viel verstanden wir aus der Antwort unsers Steuermannes, weiter aber nichts, bis dieser sein Steuerruder ruhen ließ und mir ganz bescheiden eröffnete: „es wären da zwei junge Leute von seiner Freundschaft, welche mit nach Flüelen zu fahren wünschten, wenn wir nichts dagegen zu erinnern hätten, wolle er sie einnehmen; sie erböten sich mit rudern zu helfen, und so würden wir nur um desto schneller fortrücken.“ Natürlich hatten wir hiergegen um so weniger etwas

zu erinnern, da noch Platz genug im Schiff war, den sie obnehin als Ruderer nicht beengen konnten. Also wurde schnell dem Lande zugesteuert und die jungen Leute, ein rüstiger Bursch von etlichen und 20 Jahren, und ein hübsches Mädchen von 17 bis 18 Jahren sprangen rasch in das Schiff und setzten sich sogleich an die Ruder, worauf unsere Fahrt allerdings frischer vorwärts gieng.

Diese beiden jungen Leute waren wegen des Festtags, den sie morgen in Flüelen begehen wollten, festlich gekleidet und unterschieden sich dadurch in mehrern Stücken von den andern Unterwaldnern, die wir bis hieher nur in ihren Alltagskleidern gesehen hatten. Der junge Mann trug einen runden, gelben Strohhut, dessen niedriger Kopf mit vier, abwechselnd rothen und grünen Bandschleifen umgeben war; unten war der Hut mit weißem, rothgeblühtem baumwollenem Zeug gefüttert. Um den Hals war ein roth und grün seidenes Tuch gewunden. Ueber dem gestreiften Brusttuche trug er ein weißes, baumwollenes Ueberhemd, das bis über die Hüften aufgerollt war, damit der breite schwarzlederne, weiß verzierte Gürtel und die schönen, weißverbräunten und mit kleinen weißmetallenen Knöpfen besetzten hellblauen Tuchhosen gesehen

werden konnten; eine Zierde, worauf diese jungen Stutzer gar viel halten. An Werktagen wird ein gröberes Hemd von Zwillich getragen, das über die Unterkleider bis auf die Kniee herabhängt. Die weissen Strümpfe waren über die Hosen gezogen, unter dem Kniee gerollt und mit breiten ledernen Riemen, die mit Blumen gestickt und mit rothem Leder eingefast waren, festgeschnallt.

An dem Mädchen war besonders der große Hut auffallend, der übrigens dem des Mannes vollkommen gleich, nur mit dem Unterschiede, daß hier noch zwischen den Bandschleifen auf jeder Seite ein Blumenstrauß steckte. Ein rothseidenes Band befestigte ihn unter den, mit rothen Bändern eingeflochtenen Haarzöpfen, die durch den Boden eines sehr kleinen schwarzen Häubchens hindurchgiengen und mit grossem Fleiß sehr niedlich geordnet waren. Quer hindurch war eine lange, silberne Haarnadel gesteckt, deren mit farbigen Steinen besetzter, breiter Kopf auf der rechten Seite weit hervorstand. Um den Hals war ein langer, schwarzer Flor gewunden, wovon das eine Ende vom Nacken vorn über die linke Schulter unter den Arm herablief und da sich unter der Schürze verbarg. Diesen Flor deckte um den Hals das schwarz-

sammitne, mit bunten Glittern besetzte Gölle, an welchem vorn und hinten die unter den Armen durchgehenden silbernen Ketten (Gölleschlenggen) befestiget waren. Der Brustlaß war ein steifer, mit rothem Sammet überzogener Pappendeckel, mit gewirkten Blumen geziert. Die gestreifte Schürze hatte das eigene, daß sie sehr schmal war. Der Rock war von violettem, baumwollenen Zeuche. Die weiten Armausschnitte des Leibchens bezeichneten hinten die Umrisse der Schultern auf eine elegante Weise und die weitausgeschnittenen Schuhe gaben dem Fusse eine niedliche Form.

Diese Kleidung ist in Unterwalden von sehr alten Zeiten her üblich. Sie ist, was Schnitt und Form betrifft, bei Reichen und Armen vollkommen gleich. Bei dem weiblichen Geschlechte zumal wird eine Abweichung von den alten Formen und eine Abänderung nach ausländischer Mode schwerlich geduldet. Ein Frauenzimmer, das so etwas nur versuchen wollte, würde angesehen werden, als wolle es sich von seinem Lande gleichsam lössagen, und würde sich unfehlbar manchen Verfolgungen und Mishandlungen seiner Landsleute aussetzen. Es wurde mir in Stanz erzählt, daß eine junge Person, die während der Helvetischen Regierung mit

ihrem Vater einige Zeit in Bern gewohnt und daselbst sich ganz nach Französischer Mode gekleidet hatte, als sie hernach wieder nach Unterwalden zurückgekehrt war, sich in dieser Tracht nirgend zeigen durfte, wenn sie sich nicht auf's äusserste wollte verspottet und beschimpft sehen; so daß sie deshalb genöthiget war, wieder zu ihrer vorigen Landestracht zurückzukehren.

In der Gegend von Beckenried befanden wir uns dem Canale gegenüber, den der See zwischen den beiden sogenannten Nasen bildet; so nennt man nehmlich die beiden Vorgebirge, von welchem das eine, die obere Nase, von einem Theile des Rigi-berges, dem Fihnauer-Stock in den See hinausläuft; das andere aber, die schon oben erwähnte untere Nase, zum Bürgenberge gehört. — Hier zeigte sich nun auch immer deutlicher am Fusse des Rigi-berges der Flecken Gersau, der Hauptort der ehemaligen Republik Gersau, nächst der Republik St. Marino in Italien, der kleinsten in Europa. Das ganze Gebiet dieses Miniatur-Frenstaats erstreckte sich etwa eine Stunde weit in der Breite längs dem Rigi-berge und zwei Stunden an diesem Berge hinauf. Durch die Helvetische Revolution hat Gersau seine Selbstständigkeit verloren und gehört seitdem zum

Gebiet des Kantons Schwyz. Der Flecken nimmt sich vom See her recht stattlich und hübsch aus und hat viele schöne, neuerbaute Häuser, welche den Wohlstand ihrer Bewohner ankündigen. Ausser der Viehzucht und Obstkultur beschäftigen sich diese mit dem Spinnen, Zwirnen und Haspeln der Italienischen Seide für verschiedene Schweizerische Manufakturen, durch welches Gewerbe einige Kaufleute in Gersau sich ansehnliches Vermögen erworben haben. Ueberhaupt haben die Gersauer von jeher den Ruf eines fleissigen, biedern und sehr gesitteten Völkchens gehabt; grobe Vergehen gegen die allgemeine Sicherheit und gute Ordnung waren bei ihnen immer selten, und manche ganz unbekannt. Ein berühmter Reisebeschreiber fand einst in dem Wirthshause zu Gersau einen Anschlag des Landraths, worin es jedermann, ohne Ausnahme, bei Strafe verboten wurde, zweien, mit Namen genannten Einwohnern Wein zu trinken zu geben, oder mit ihnen zu spielen, weil der eine sich gern betrinke, der andere aber ein Zänker sei.

Zwischen Beckenried und Gersau hat das Becken des Bierwaldstätter-Sees, welches sich von den beiden Nasen zwischen dem nördlichen Gestade von Unterwalden und dem südlichen

Fusse des Rigi-berges gegen Brunnen im Kanton Schwyz hinzieht, seine größte Breite, die etwa anderthalb Stunden betragen mag. Je weiter nach Brunnen hin, desto mehr verschmälert er sich, so daß zwischen der nördlichsten Landecke des Kantons Uri bei Treib und dem Flecken Brunnen die Entfernung kaum mehr als eine halbe Stunde betragen wird.

Je mehr man sich dieser Landecke nähert, desto deutlicher und herrlicher enthüllt sich den Augen das schöne Bild, welches der Kanton Schwyz darbietet. Zwischen dem südlichsten Abhange des Rigi-gebirges einerseits und dem Fuß der Fronalp anderseits eingerahmet, zeigt sich im Vordergrunde der Flecken Brunnen mit seinem Hafen, neben welchem zur Linken die Muotta sich in den See einmündet, von Brunnen an erheben sich die grünen, mit Obstbäumen eingefassten Matten sanft ansteigend bis zu dem schönen Flecken Schwyz, der mit seinen vielen grossen und ansehnlichen Gebäuden und mit seiner schönen Pfarrkirche ein völlig städtisches Ansehen hat, und hinter demselben erhebt sich das Hackengebirge oder der Schweizerhacken, auf welchem die beiden majestätischen Kalkpyramiden, der grosse und kleine Mythenberg stehen. Dieses Bild gewährt einen

überaus freundlichen und dabei doch grossen und erhabnen Anblick, von dem man sich nicht abwenden mag, bis es auf der weitem Fahrt durch den Felsenfuss der hohen Fronalp dem Auge entzogen wird.

Bei der Landecke am Fusse des Seelisberges, wo bei dem Wirthshause Treib ein Hafen oder Landungsplatz ist, wendet sich der See gerade nach Süden und wird von da an, weil er grösstentheils von den Gebirgen des Kantons Uri eingeschlossen ist, der Urner-See genannt. Die herrliche, majestätische Ansicht dieses Sees mit seinen erhabenen Umgebungen stellt unser Kupfer mit grosser Treue und Wahrheit dar. Ueberhaupt ist dieser Theil des grossen Vierwaldstätter-Sees in mehr als einer Hinsicht wohl ohne Widerrede seine merkwürdigste und interessanteste Parthie. Unser Bild, das auf einer Anhöhe am südlichen Abhange des Rigigebirges gezeichnet wurde, zeigt uns im Vordergrunde links den Flecken Brunnen; zur Rechten die Mündung der Muotta, über den See hinüber, erblicken wir auf dem Vorgebirge, oberhalb Treib, das Kirchlein von Seelisberg. Darüber erhebt sich der Uri-Rothstock und die beeiseteten Gipfel der Surenen, die ihre Füsse herab bis an das Ufer der Reuss

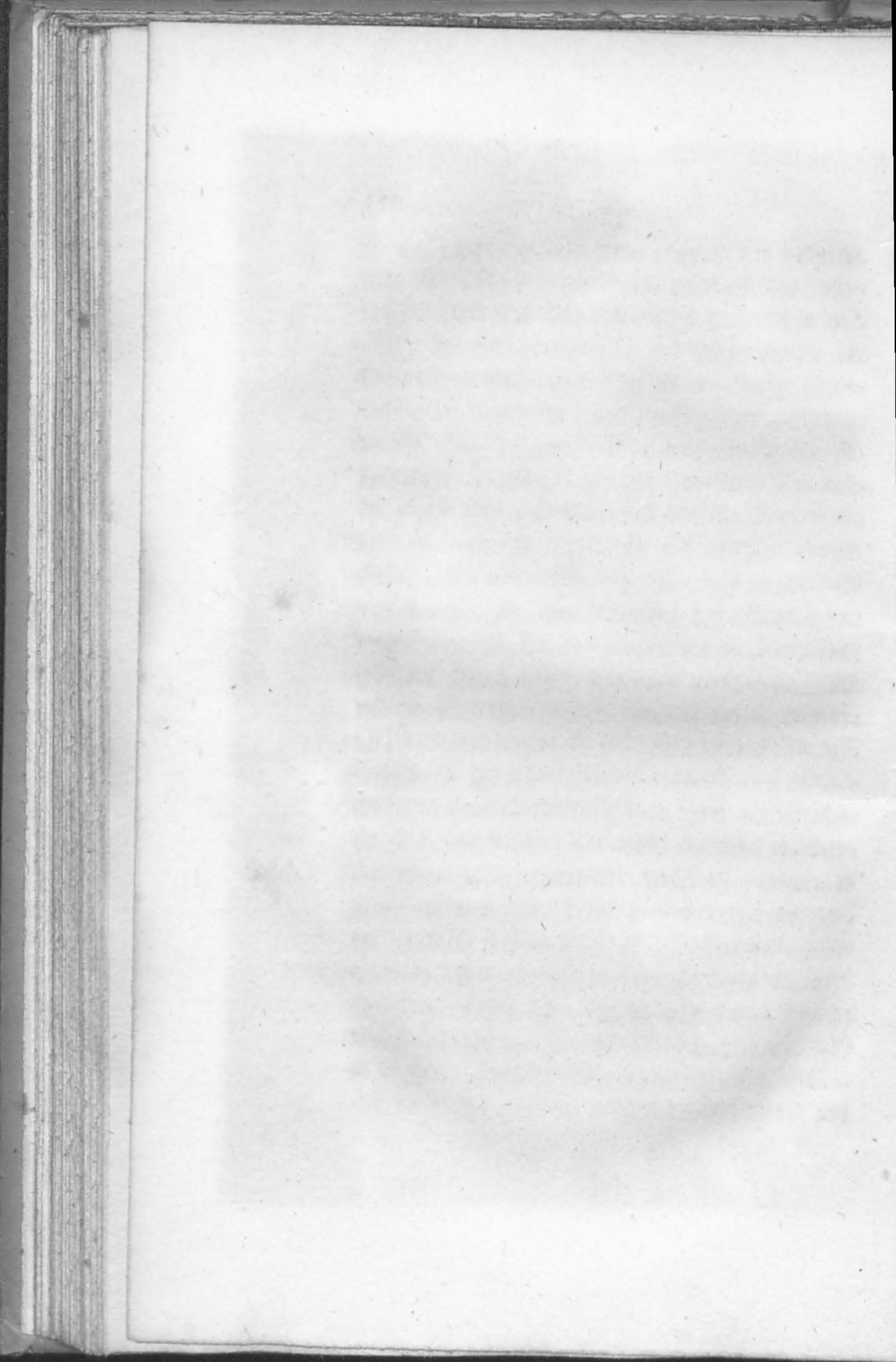
strecken. Ganz in der Ferne zeigt sich der Grispalt, Bristenstock und die Windgelli, zwischen den beiden letztern das Maderanerthal. Oben am Anfange des Sees erblickt man Flüelen; weiterhin Altorf und darüber hin die Ruinen von Twinguri bei Silenen. Links am See erhebt sich der Axenberg, an dessen Fuß in der Ferne Tells Kapelle sichtbar ist; nicht weit davon, etwas näher herwärts nach Brunnen zeigt sich der Felsensturz von Siffigen und gegenüber das Rütli, vorn an der Landecke von Treib der Wythenstein.

Als wir um diesen Wythenstein, einen sonderbaren, abgesondert aus dem See, gleich einem Wartthurm, hervorragenden Felsen, herumfuhren und in den Urnersee hineinlenkten, der nun auf einmal sich vor uns ausdehnte, da befanden wir uns gleichsam im Mittelpunkte des Schauplazes, auf welchem die ersten Helden, die den Grund legten zum Schweizerbunde und zur Schweizerfreiheit, ihre Rollen spielten. Mit ehrerbietiger Stille, wie man etwa in einen Tempel eintritt, stiegen wir am Rütli aus und betraten diesen klassischen Boden, auf welchem die ersten Stifter des Schweizerbundes zur Befreiung ihres Vaterlandes sich mit den heiligsten Eiden verbanden. Dieses Rütli,



W. H. W. sculp.

J. G. G. del.



vormals ein Wald, und also benannt, „weil dort die Waldung ausgerentet ward,“ ist jetzt eine Wiese am steilen Abhange des Berges, deren Eigenthümer der Bewohner einer Hütte ist, welche in dieser Wiese, von einigen Bäumen umgeben steht. Nahe dabei sprudeln drei schwache Quellen, die gewissermassen als heilige Quellen betrachtet werden. „Hier,“ sagte ich zu meinen jungen Begleitern, „hier an dieser Stelle haben die Stifter der Freiheit des Schweizervolks, Walter Fürst von Uri, Werner Stauffacher von Schwyz und Arnold von Melchthal in der Nacht des 17. Wintermonats 1307 gestanden und den ersten Bund zur Befreiung Euers Vaterlandes von dem Joche der Tyrannen unter Gottes freiem, unumwölkten Himmel geschworen. Hier ward am 25. Brachmonat 1313 jener erste stille Bund hoch und laut erneuert und im Jahr 1713 ist er von 360 Abgeordneten der drei Urkantone zum letztenmal feierlich wiederholt und bestätigt worden. Kein Schweizer nahe sich dieser heiligen Stätte, der nicht im Innersten seines Herzens durchdrungen ist von dankbarem Gefühl des Heils, das von hier ausgegangen ist und viele Menschenalter hindurch Ruhe, Glück und Achtung dem theuren Vaterlande gewährt hat.“

Hier an dieser Stelle war es, wo ein berühmter französischer Schriftsteller, der Abbe' Raynal, dem Andenken der drei ersten helvetischen Freiheitsstifter, auf seine Kosten ein Monument wollte errichten lassen. Da er hierzu um Erlaubniß bei dem Stande Uri ansuchte, wurde ihm dieselbe mit folgendem Zusatz abgeschlagen: „So lange die Eidgenossen so denken, wie bisher, da jeder Rechtschaffene, wenn er das erstemal am Rütli vorbeischißt, aussteigt und ehrerbietig den Platz besichtigt, wo der Bund beschworen ward, der zur Freiheit Helvetiens den Grund gelegt, und auch in der Folge jedesmal, wenn er vorüberfährt, die Ahnen segnet, Gott danket, der Freiheit sich freut und sich frei fühlt, — so lange braucht es kein steinernes Denkmal. Und wenn — was wir nicht hoffen — unsre Söhne oder Enkel diese Empfindungen einst verlieren sollten, so wird ein solches Denkmal der Eidgenossenschaft so wenig nützen, als in den letzten Zeiten der Republik dem in die Knechtschaft sinkenden Rom seine so häufigen Monumente geholfen haben.“

Da der Abbe' Raynal auf diese, dem Stande Uri zu grosser und wahrer Ehre gereichende Art abgewiesen, sein Monument nicht im Rütli errichten lassen konnte, so liess er es hernach auf
der

der kleinen Insel Altstatt, die eine Stunde von Luzern im Vierwaldstätter-See liegt, aufstellen. Es war ein kleiner Obelisk, der sich im Angesicht der erhabenen Natur, die einen hier überall umgiebt, erbärmlich genug ausnahm, und auch als ein Denkmal der Eitelkeit des Franzosen, der im Grunde dadurch wohl mehr sich selbst, als die alten Schweizerhelden hat verewigen wollen, von jedermann mit mitleidigem Achselzucken und Spott angesehen wurde. Auch war dieß Monument schon nach 10 Jahren, da es mehrmals vom Blitzstrahl getroffen und zerschmettert wurde, zusammengestürzt, und ist jetzt nichts mehr davon zu sehen, als vielleicht einige Trümmern, die in Luzern aufbewahrt werden.

Vom Rütli steuerten wir schräg hinüber nach der andern Seite des See's, wo wir unweit des Dorfs Sissigen an der Felsenwand des Achsenberges vorüberfahren, von welcher im Jahr 1801 ein großer Theil sich abgelöst hatte und in den See gestürzt war. Unsere Schiffleute wußten uns viel von dem Unglück zu erzählen, welches der, durch diesen Felsensturz in ungeheure Bewegung gesetzte See anrichtet hatte. Die Fluthen waren dadurch augenblicklich mit solcher Gewalt über das Ufer

hinausgeworfen worden, daß mehrere ziemlich weit entfernte Häuser, Ställe, Mühlen u. s. w. davon weggerissen und eilf Menschen mit ihren Wohnungen in den See gespült wurden; die Bewegung des See's war so stark, daß sie selbst bis in Luzern empfunden wurde, welche Stadt doch mehr als 6 Stunden weit davon entfernt liegt. In Flüelen am obern Ende des See's und in Bauwen, welches dem Felsensturz gerade gegenüber liegt, waren die tobenden Wellen hoch in die Häuser eingedrungen.

Es sind die steilen Felsenwände des Bufigrats und Hackmessers, neben welchen der See eine Tiefe von 600 Fuß haben soll, mit welchen der wilde Achsenberg zu der Höhe von 5340 Fuß emporsteigt. Der Name dieser Felsenreihe wird abgeleitet vom Achzen oder Jammern der bei Sturm hier Vorüberschiffenden oder vom Brüllen der zurückprallenden Wellen. Denn hier ist es bei Zeiten des Sturmes fürchterlich.

Wehe dem Fahrzeug, das jetzt unterwegs
In dieser furchtbaren Wiege wird gewiegt!
Hier ist das Steuer unnütz und der Steurer,
Der Sturm ist Meister, Wind und Welle
spielen

Ball mit dem Menschen — da ist nah' und
fern

Kein Busen, der ihm freundlich Schutz ge-
währte!

Handlos und schroff ansteigend starren ihm
Die Felsen, die unwirthlichen, entgegen,
Und weisen ihm nur ihre steinern schrof-
fe Brust *).

Hier springt am Rande der Felsenwand eine
Platte hervor, Telsplatte oder Tellen-
sprung genannt; denn hier war es, wo Wil-
helm Tell aus dem Fahrzeuge, das ihn auf
Geflers Befehl nach Rütznacht führen sollte,
heraussprang, und mit gewaltigem Fußstoß
das Schiff wieder in die tobende Fluth zurück-
stieß. Auf diesem schmalen Felsenvorsprunge
steht nun die dem Andenken Tells geweihte Ka-
pelle, welche die Landsgemeinde von Uri im
Jahr 1388 errichten ließ. Kein Reisender fährt
hier vorüber, ohne anzuhalten, und zu dieser
merkwürdigen Erinnerungsstätte hinauf zu stei-
gen, die zugleich eine sehr mahlerische Aussicht
über den See nach den jenseitigen Ufern dar-
bietet, so wie sie selbst von verschiedenen Sei-
ten her sich sehr mahlerisch zeigt. Außer den

*) Schillers Wilh. Tell.

gewöhnlichen Verzierungen einer Kapelle, sieht man an den Wänden alte Gemälde, welche einzelne Szenen aus der Geschichte Tells und den ersten Zeiten des Schweizerbundes vorstellen. Als im Jahr 1388 die Kapelle eingeweiht wurde, waren bei diesem Feste viele Menschen gegenwärtig, die den Helden, dessen Andenken man feierte, noch persönlich gekannt hatten, denn die Einweihung geschah 31 Jahre nach Tells Tode. Seitdem wird alle Jahre zu seinem Andenken und zu lebhafter Erneuerung des Danks für das durch ihn erworbene köstliche Gut der Freiheit in dieser Kapelle ein feierlicher Gottesdienst gehalten, zu welchem von allen Seiten her viele Menschen sich efinden.

Nachdem wir von Tells Kapelle an die lange, schauerliche Felsenmauer des kleinen Achsenbergs umschifft hatten, naheten wir uns in Kurzem dem obern Ende des See's und dem Landungsorte Flüelen. Ich darf diesen, in mancher Hinsicht merkwürdigen See nicht verlassen, ohne meinen lieben Lesern noch eine allgemeine Nachricht von seiner Beschaffenheit zu geben, die ihn von allen andern See'n der Schweiz so sehr unterscheidet, daß er eigentlich mit keinem einzigen derselben verglichen werden kann.

Wenn wir einen Blick auf die Charte wer-

fen, so muß uns sogleich schon der Umriss des Vierwaldstädter-See's auffallen, der ihn von allen andern See'n unterscheidet. Durch die Gebirgsketten, zwischen welchen er liegt, ist er in drei große Hauptbecken getheilt, die durch mehr oder weniger schmale Verengerungen oder Canäle zusammenhängen, nämlich den Urner-See, von Flüelen bis Brunnen, den Buochser-See zwischen Brunnen und Buochs, und das große Becken unterhalb der beiden Nasen, welches durch seine Busen von Rüschnacht, Luzern, Stanzstad und Winkel ein Kreuz bildet, und auch der Kreuztrichter genannt wird. Der Busen von Stanzstad hängt nur durch einen schmalen Canal mit dem Alpnacher-See zusammen, der noch ein besonderes kleines geschlossenes Seebecken bildet. Die größte Ausdehnung des See's ist die von Flüelen bis Luzern und beträgt 9 Stunden; von Rüschnacht bis Alpnach 5 Stunden. Seine Wasserfläche liegt nach den neuesten Bestimmungen 1368 Fuß höher als das Meer. Das Gebiet aus welchem ihm von allen Seiten sein Wasser zugeführt wird, ist sehr ausgedehnt, und erstreckt sich über die Cantone Unterwalden und Uri und den größten Theil von Schwyz, so daß es also durch die Kette des Pilatus, den Brünig, Hohestol-

len, die Balmerck, das Joch, die Wendestöcke, den Titlis, die Urazhörner und den Sustenberg, die Thierberge, den Galenstock und die Furka, weiter durch das Mutthorn, die Fibia, Fien-
do, Stella, den Sigmadun, Baduz und Eri-
spalt, das Scheerhorn, die Klarideralpen, den
Reiselt, Pfannenstock, Pragel, die Miesern,
den Diethelm, die Schwyzerhaken, den Biber-
stock und Sattel, den Kaiserstock, Roßberg und
Rigiberg *) begränzt wird. Durch die beiden
Aaflüsse erhält der See alles Gewässer aus Un-
terwaldden, durch die Aeuß aus Uri, und durch
die Muotta aus Schwyz.

Den Naturcharakter dieses See's kann ich
meinen lieben Lesern nicht besser schildern, als
mit den Worten Ebels: **) „Weder viele
Dörfer, Städte, Landsitze, noch Gärten, Obst-
und Weinpflanzungen, noch wollüstig schwel-
lende Hügel zieren und verherrlichen seine Ufer;

*) Auf den Karten vom südlichen Theile des Can-
tons Bern, von Unterwaldden, Uri und Schwyz
in dem kleinen, trefflichen, bei Drell, Füßli
und Comp. erschienenen Atlas der Schweiz, die
ich nachzusehen bitte, finden meine jungen Leser
alle diese Namen.

**) S. dessen Anleitung die Schweiz zu bereisen,
III. S. 414.

und doch fesselt sein Bild unwiderstehlich und bleibt unauslöschlich. Ohne allen Glitterstaub der schwachen Menschenkunst und Arbeit, thront hier die Natur in ihrer ganzen Hoheit und setzt durch die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit ihrer Bilder und ihres Ausdrucks vom furchtschauerlichen bis zum romantisch-lieblichen Charakter in Erstaunen. Die außerordentliche Felsenwelt, welche diesen See umgiebt, und von 2000 bis 10,000 Fuß über seine Fläche sich emporthürmt, wechselt fast bei jedem Ruderschlag in ihren Gestalten, und die An- und Aussichten in den bald anmuthigen, bald erhabenen, bald melancholischen, bald schauerlichen Bufen von Rüßnacht, Luzern, Winkel, Alpnach, Buochs und Flüelen, sowohl, als von der Mitte des See's (von dem sogenannten Trichter) sind nach den verschiedenen Licht- und Schattenwürfen, besonders bei Morgen- und Abendbeleuchtung, unerschöpflich. Von welchem Standpunkte man auch diesen See betrachtet, so herrscht in jedem Bilde Größe, Erhabenheit und etwas Außerordentliches, welches nur Erstaunen empfinden läßt.

Die Fahrt auf diesem See wird von manchen Reisebeschreibern als sehr gefährlich geschildert. Ich habe ihn sehr oft und in allen

Richtungen befahren, aber nie selbst die Erfahrung gemacht, daß er gefährlicher und fürchterlicher sey, als ein anderer See. Ueberall, wo man leicht und schnell landen kann, ist ganz gewiß auch bei plötzlich entstehendem Ungewitter und Sturm keine Gefahr vorhanden, wenn man verständige und nüchterne Schiffleute hat. Nur auf dem Urner-See, wo er nach beiden Seiten zwischen senkrechten Felsenwänden eingeschlossen ist, und es auf eine lange Strecke bei plötzlich entstandenem Sturme, unmöglich wäre irgendwo anzulanden, kann man alsdann wirklich in Gefahr kommen. Allein es wird wohl sehr selten der Fall seyn, daß man nicht, ehe man sich einschifft, einen herannahenden oder drohenden Sturm sollte voraus sehen können. Die Bewohner der Seeufer wissen aus langer Erfahrung an gewissen Kennzeichen die nahen Veränderungen der Witterung ziemlich bestimmt voraus zu sagen. Man thut daher wohl, ehe man sich einschifft, in dieser Hinsicht sich bei solchen Leuten zu erkundigen, und sie um Rath zu fragen. Eine allgemeine Regel, die nicht bloß vom Urner-See gilt, sondern bei allen andern See'n in der Schweiz Anwendung findet, ist diese, daß man, wo möglich, immer lieber des Morgens, als des Abends zu

Schiffe gehe, indem in der Regel des Morgens die See'n ganz ruhig zu seyn pflegen, da sie hingegen des Abends fast immer mehr oder weniger in Bewegung sind. Ich, der ich diese Regel bei meinen öftern Reisen stets befolgte, habe nie einen eigentlichen Sturm auf einem See erfahren.

Für den Gebirgsforscher hat der Urner-See noch ein eignes Interesse. Denn mit demselben fängt das merkwürdige Querthal an, welches die Alpenketten bis auf den höchsten Punkt des Gotthardpasses durchschneidet, und in den aufgerissenen Felsenwänden zu beiden Seiten die Massen, aus welchen sie zusammengesetzt sind, und die Verhältnisse ihrer Lagerungen und Schichtungen zu beobachten und zu studieren erlaubt. Die Felsen, zwischen welchen der Urner-See liegt, gehören zu der Uebergangs-Formation *) und bestehen aus Kalkstein. Da die Felsen der Frohnalp und die des gegenüber liegenden Seelisberges, sowohl in Hinsicht ihrer Gebirgsart, als auch ihrer Streichung **) mit

*) Man sehe den ersten Theil dieser Reise, S. 36.

**) So nennt man die Richtung eines Gebirges nach einer Weltgegend, die vermittelt des bergmännischen Compasses sich sehr genau messen und bestimmen läßt.

einander vollkommen übereinstimmen, und die Schichten auf beiden Seiten sich beinahe senkrecht in den See hinabsenken, so ist es nicht zu bezweifeln, daß einst die Frohnalp und der Seelisberg zusammenhiengen und durch Einstürzung zwischen ihnen sich die Kluft bildete, in welcher jetzt die Gewässer des See's fluthen. An dem Achsenberge zeichnen sich die Felsen, an denen man vorüberfährt, durch die sonderbare und seltsame Lage ihrer Schichten besonders aus. An einer Stelle bilden die etwa 6 Zoll dicken Schichten ein Zickzack; an einer andern Stelle giebt es zirkelförmige und elliptische, deren Entstehung und Bildung nicht leicht zu erklären seyn möchte.

 3.

U r i.

Es war Mittag, als wir bei Flüelen ans Land stiegen, wo wir uns von einer ganzen Schaar von Bettelkindern umringt sahen. Dieß fiel uns um desto mehr auf, da wir auf unserer Reise durch ganz Unterwalden keinen einzigen Bettler gesehen hatten.

Flüelen ist zwar ein Kirchdorf, besteht aber

nur aus wenigen mittelmäßigen und schlechten Wohnungen, worüber man sich einigermaßen wundern kann, da doch der Ort als Landungsplatz, als der Hafen von Uri, durch die starke Schifffahrt und den sehr lebhaften Transport der Waaren wohlhabend seyn muß. Die Einwohner von Flüelen werden für die besten Seeleute am Waldstädter-See gehalten. Es ist hier ein Zollhaus und ein Gebäude, wo alle Waaren, die über den See oder über den Gotthard anlangen zur weitem Expedition niedergelegt werden. Was über den See anlangt und von hier über den Gotthard transportirt werden soll, wird in Flüelen auf Saumrosse und Maulthiere geladen, und so weiter gesendet. Unweit Flüelen ergießt sich die Reuß in den See.

Ohne uns hier lange aufzuhalten, begaben wir uns sogleich auf den Weg nach Altorf, wohin der Weg durch eine reizende und fruchtbare Ebene führt. Es war gut, daß wir auf festem Grund und Boden waren; denn ein heftiger Wind hatte sich erhoben, der uns gerade entgegen blies, und uns vermuthlich viel zu schaffen gemacht haben würde, wenn er uns noch auf dem See gefunden hätte. Man sagte uns, dieß sei der Föhnwind, und wir konnten uns glücklich preisen, daß er uns nicht auf

dem See ergriffen hätte, wo er ärger, als alle andere Winde zu wüthen pflege.

Dieser Wind ist wegen der Erscheinungen, welche theils vor ihm hergehen, theils ihn begleiten, sehr merkwürdig. Sein Eintritt kündigt sich *) gewöhnlich durch folgende Vorzeichen an: die Sonne sieht bleich aus; der Mond hat einen meist farbigen Hof; ferne Gegenstände sind wie in Flor eingehüllt; die Sterne flimmern, wie im Winde flatternde Lichter; Sternschnuppen durchkreuzen die Luft; die Ausdünstungen der Erde bilden Landrauch, der, je näher der Erde, desto dichter ist. Der Rauch aus den Schornsteinen will bei anscheinender Windstille nicht in die Höhe steigen; es schlagen sich hie und da, meist noch an der Nordseite von Gebirgen Dünste nieder, so daß plötzlich größere oder kleinere Nebel entstehen, die sich heftig bewegen, plötzlich verschwinden, sich wieder bilden und wieder verschwinden, und dieß Spiel so lange fortsetzen, bis der Föhn mit voller Kraft einbricht. Es herrscht dabei eine große Ungleichheit, sowohl in der Bewegung als in der Wärme der Luft, so daß, wenn

*) Nach den Beobachtungen und der Beschreibung meines Freundes des Dr. Luffer in Altdorf.

man in einer gleichförmigen, freien Ebene wandelt, man lange nicht die geringste Bewegung der Luft wahrnimmt, dann plötzlich bald kühl, bald warm angehaucht wird; auch sieht man häufig die Blätter eines Baumes in starker Bewegung, während die eines nahe stehenden, gleichartigen Baumes völlig ruhig sind, und häufig trifft man Luftsäulen, die so auffallend wärmer, als die andern sind, daß es sich verhält, wie wenn man aus einer kühlen Halle in eine geheizte Stube und sogleich wieder in eine Halle tritt. Im Ganzen ist die Luft immer sehr warm, sie bleibt auch Nacht und Tag fast unverändert, und kein Thau erfolgt. Kurz vor dem völligen Eintritt des stets von Süden nach Norden wehenden Föhns, kommt gewöhnlich Nordwind, der, wenn er auch auf der Erde und in der Tiefe nicht fühlbar ist, doch nie in den höhern Regionen fehlt. Man kann sein schrittweises Zurückweichen vor dem Föhn deutlich an den Nebeln bemerken, die mit ihm vor dem Föhne weichen, und da, wo die Winde aufeinander stoßen, oft hoch aufgethürmt werden. Diesen Kampf kann man in diesen Gegenden sehr oft beobachten, besonders im Frühling und Herbst, wo sonst immer Nebel um die Berge ziehen. Die Pflanzen werden welk, die

Thiere unruhig ; das Rindvieh will nicht trinken ; springt mit hochgehobenem Schwanz brüllend umher ; die Pferde schnauben oft in die Luft , sind scheuer und unbändiger , als sonst ; die Vögel verbergen sich , baden und zausen die Federn ; die Fische springen häufig über die Oberfläche des Wassers ; Mücken , Bremsen , Flöhe sind viel zudringlicher und peiniger. Auch der Mensch empfindet das Herannahen des Föhns. Eine Abspannung bemächtigt sich der meisten ; sehr viele empfinden Kopfschmerz , einige bis zur Uebelkeit und zum Erbrechen ; große Mattigkeit , Schläfrigkeit und dennoch Schlaflosigkeit sind auch sehr gewöhnlich , wie auch Einschlafen der Glieder und Unfähigkeit , etwas Ernsthaftes mit einiger Ausdauer zu überdenken ; andere fühlen Reissen in den Gliedern , besonders Schmerzen an solchen Theilen , wo Brüche , Verrenkungen , Quetschungen und Wunden statt gehabt haben ; auch leiden Gliedersüchtige und andere Kranke zu dieser Zeit mehr , als sonst. Mit dem wirklichen Eintritt des Föhns hingegen werden diese Leiden wieder erträglicher oder hören ganz auf.

Die Temperatur der Luft bleibt sich gleich , die Pflanzen werden dabei immer welker , die Erde trockner. Im Frühling schlagen die Bäume

ungemein schnell aus; oft sind am Abend die Knospen noch völlig geschlossen und klein, und am folgenden Morgen ist schon alles in der Blüthe; vom Schnee schmilzt in 24 Stunden mehr hinweg, als bei starker Sonnenhitze ohne Föhn in drei bis vier Tagen, und mit der Eigenthümlichkeit, daß dennoch die Wasser dabei verhältnißmäßig weit weniger anschwellen, weil die Ausdünstung, oder der Uebertritt der wässerigen Theile in die Luft viel stärker ist. Der Dunstkreis wird nun gewöhnlich heller und alle Nebel verschwinden. Auf den See wirkt er stärker, als andere Winde, zerreißt die in grosser Tiefe liegenden Fischerneze und entwurzelt tiefe Wasserpflanzen.

Die Geschwindigkeit und Stärke des Föhns ist sich sehr ungleich, sowohl in Zeit als Raum; wozu aber auch die mit hohen Gebirgen umgränzte und nach allen Richtungen durchschnittenene Lage dieses Landes vieles beiträgt. So ist oft an einem Orte beinahe Windstille, während der Föhn wenige hundert Schritte weit entfernte Bäume entwurzelt und Dächer abwirft; manchmal rauscht er heftig in den Wipfeln der Bäume, während man am Fuße derselben kaum ein leises Beben verspürt. Auf jeden heftigen Sturm folgt gewöhnlich Windstille, die nur

durch sanfteres Wogen der Luft unterbrochen wird, bis ein neuer Sturm sie stört. Wegen der großen Heftigkeit, mit welcher der Föhn oft hervorbricht und durch die Fugen der Häuser eindringt, müssen in den Dertern, die ihm besonders ausgesetzt sind, sogleich alle Feuer in den Häusern gelöscht werden und dürfen nicht eher wieder angezündet werden, als bis der Sturm vorüber ist; eine Maaßregel, welche die großen und unlöschbaren Feuersbrünste, die der Föhn bisweilen erregt hat, nothwendig gemacht haben.

Die Dauer des Föhns ist eben so ungleich, als seine Stärke, und geht von wenigen Stunden bis acht und mehrere Tage ununterbrochen. Besonders häufig und anhaltend geht er im Herbst und Frühling, weniger im Winter und noch seltener im Sommer. Sein Aufhören geschieht unter verschiedenen Erscheinungen; entweder geschieht es plötzlich, es erfolgt Windstille, der Himmel blickt unbewölkt, die vorhin beim Eintritt des Föhns bemerkten Anzeigen nehmen wieder zu, das Wetter bleibt schön hell, das Thermometer sinkt, das Barometer steigt ein wenig, und es tritt an die Stelle des Föhns ein angenehmer Nord-Ostwind; dieß hält aber nie lange an und bald kehrt der Föhn wieder zurück;

zurück ; deswegen der Landmann nichts auf diese Art von Witterung hält , die er Föhn-Schön nennt. Oder , es versetzen sich , während der Föhn heftig wüthet , in höhern Regionen der Athmosphäre viele Dünste , ganze Gewitterwolken bilden sich , die sich denn öfters in warme , starke Regen , und im Sommer zuweilen , jedoch selten , in Gewitter auflösen , die gewöhnlich sehr heftig sind ; dabei fährt der Föhn fort mehr oder weniger zu wüthen ; oft geschieht jenes schon , ehe der Föhn auf die Erde kömmt , und wenn er dann erst mit dem Regen eintritt , so wird er hier in der Gegend von Altorf Dimmer - Föhn genannt. Oder , es sammeln sich bei heftigem Föhn und heiterm Himmel am nordwestlichen Horizont starke Wolken , die vom Nordwestwinde getrieben , immer mehr gegen Süden ziehen , geschwinder oder langsamer , je nach der Stärke des sich dagegen sträubenden Föhns. Man kann die Gränzen deutlich bemerken , wo sich beide Winde begegnen , und häufig sieht man , daß in höhern Regionen der Nordwest schon sehr weit vorgedrungen ist , während in der Tiefe der Föhn mit Wuth noch seine Stelle behauptet ; darauf folgt dann gewöhnlich Regen oder Schnee ; die Temperatur wird bedeutend kühler , das Barometer

steigt und es tritt dauerhafte schöne Witterung ein.

Trotz dem Winde, der uns heftig entgegenwehte, erreichten wir den schönen Flecken Altorf in weniger als dreiviertel Stunden. Im Jahr 1799 hatte dieser Ort das Unglück bis auf einige wenige Häuser ganz abzubrennen. Die Entstehung dieser Feuersbrunst wird von einigen der Unvorsichtigkeit, von andern aber der Bosheit zugeschrieben; so viel ist gewiß, daß der heftige Föhn, der unglücklicher Weise gerade damals herrschte, alle Rettung unmöglich gemacht hat. Die schon durch den Krieg sehr hart mitgenommenen unglücklichen Einwohner, sollen durch diesen Brand noch einen Verlust von 3 Millionen Schweizerfranken erlitten haben. Vielen war es daher lange nicht möglich, ihre Häuser wieder aufzubauen, und noch manche Jahre nach der Brunst war die Zerstörung an dem Schutt und halb eingestürzten Wänden, neben den neugebauten Häusern sichtbar. Der Flecken ist groß, und hat völlig ein städtisches Ansehn. Die Zahl seiner Einwohner soll über 4000 betragen.

Ehe wir in den Flecken selbst eintraten, gingen wir über einen großen, freien mit Gras bewachsenen und zum Theil mit großen Auf-

Bäumen und Linden beschatteten Platz, der zum Musterungsplatz, zuweilen auch zum Versammlungsorte der Landsgemeinde dient, die sonst gewöhnlich auf einer schönen Wiese am Fuß eines kleinen Hügels bei Böhlingen, etwa eine halbe Stunde von Altorf entfernt, gehalten wird.

Auf dem freien Platze mitten im Flecken war es, wo sich die Hauptscenen in Tell's Geschichte ereignet haben. Hier steht noch ein viereckiger Thurm, den die große Brunst von 1799 verschont hat, auf welchem Tell's Geschichte gemalt ist. Dieser Thurm steht, nach einigen, auf der Stelle, wo der Bogt Gessler die Stange mit dem Hute hatte errichten lassen, nach andern aber am Platz der Linde, an welcher Tells Knabe stand, als ihm sein Vater den Apfel vom Kopfe schoss. Diese Linde soll bis zum Jahr 1567, also noch 250 Jahre nach Tells Tode, da gestanden haben. Etwa hundert Schritte davon entfernt ist ein Brunnen mit Tells Bildsäule, der Tellenbrunnen genannt, wie man behauptet, auf der Stelle, von welcher aus Tell den Apfelschuß that.

Wir nahmen unser Quartier im Adler, einem neuen Wirthshause, das an diesem historisch - merkwürdigen Platze steht. Nachdem

wir uns hier ein wenig mit Speise und Trank erquickt hatten, machten wir uns sogleich wieder auf den Weg, um die übrigen Merkwürdigkeiten Altorfs in Augenschein zu nehmen.

Zuerst giengen wir in die neu erbaute Kirche, die sich durch ihre edle, einfache, schöne Bauart auszeichnet. Sie ist groß, heiter und inwendig mit vielem Geschmack verziert. In dem Beinhaus, nahe bei der Kirche, das bei dem Brand verschont geblieben, weil es ein unterirdisches Gewölbe ist, sahen wir viele Bergkrystalle, die hier in Säulen und Bildeinfassungen zusammen gesetzt waren. — Wir erkundigten uns nach den Gemälden aus Tells Geschichte, die im Rathhause zu sehen seyn sollten, da erfuhren wir, daß sie mit dem Rathhause verbrannt wären. Dann stiegen wir hinauf zu dem Kapuziner-Kloster, das dicht am sogenannten Bannwalde liegt. Es war ebenfalls mit verbrannt, aber eines der ersten Gebäude, das wieder aufgebaut wurde, und zwar schöner, als es vorher gewesen. Wir giengen nicht hinein in das Kloster, sondern begnügten uns mit der wunderschönen Aussicht, die man auf der Terrasse des Gebäudes genießt, und um deren willen wir eigentlich hinaufgestiegen waren. Denn man übersieht hier das ganze reizende Thal, das

von der Aeuß durchströmt wird, und eine unendliche Mannigfaltigkeit von Häusern, Thürmen, Klöstern, die zwischen den üppigsten Wiesen und herrlichsten Baumgruppen zerstreut liegen, darbietet. Rechts in der Ferne zeigt sich ein Theil des Urner-Sees, und gegenüber erheben sich majestätisch die himmelhohen Felsen der Eurenen mit ihren beschneiten Gipfeln. Sehr bestimmt erkannte ich hier die lange Schneefläche, auf welcher ich einst mit einigen meiner Reisegefährten die abentheuerliche Fahrt zur Waldnacht herab gemacht hatte, und die wilde Felsenschlucht des Bockgns. Unten im Thale nahe an der Aeuß zeigte man uns das Pfarrdorf Attinghausen, den Wohnort des Walthers Fürst, nebst den Ruinen des Stammhauses der Freiherren von Attinghausen. Der Bannberg, an dessen Fuße Altorf liegt, ist mit Tannen sehr dicht bewaldet, und es ist bei schwerer Strafe verboten, in diesem Walde Holz zu fällen, jedoch nicht aus dem Grunde, den man gewöhnlich angiebt, daß die Tannen die im Winter herabfallenden Schneelawinen aufhalten, oder zertheilen sollen, denn es fallen hier keine Schneelawinen herab; sondern weil dieser Theil des Gebirges, auf welchem der Bannwald steht, ein Schuttberg ist, der

durch die Wurzeln der Bäume befestiget wird, und durch den Wald vor dem Eindringen des Schneeschmelzwassers und des Regens geschützt ist, der aber, wenn er seiner schützenden Waldung beraubt würde, ohnfehlbar bald herabrutschen und dem Flecken Altorf dadurch höchst verderblich werden würde.

Wir machten von hier noch einen angenehmen Spaziergang nach dem kaum eine halbe Stunde entfernten Dorfe Bürglen, das als der Geburts- und Wohnort Wilhelm Tells durchaus besucht werden mußte. Dieses Dorf liegt am Eingange des wilden Schächenthals, durch welches ein Pfad über den sogenannten Klausenpaß in das Glarner-Linththal führt. Unbändig tobend stürzt der Schächenbach aus diesem Thale herab, oft sehr verheerend für die Gegend von Altorf, die die angelegten Dämme nicht genug gegen seinen Grimm schützen können. Ein schmaler, leichter Steg von Holz, den der Bach nicht selten mit sich fortreißt, führt bei Bürglen hinüber, dann steigt man unter schönen Nußbäumen die kleine Anhöhe hinauf, auf welcher zunächst die hübsche Kirche und weiterhin die Burg der vormals so angesehenen Meyer von Bürglen steht. Auf dem Platze, wo Tells Haus gestanden hat, ist jetzt

eine Kapelle, die seinem Andenken geweiht ist, wie die Inschrift an derselben besagt:

Alhier auf dem Platz dieser Kapell
 Hat vormals gewohnt der Wilhelm Tell,
 Der treue Retter des Vaterlands,
 Der theure Urheber des freien Stands.
 Dem zum Dank, Gott aber zur Ehr,
 Ward diese Kapell gesetzt her, u. s. w.

In der Kapelle befinden sich wiederum mehrere Gemälde, welche Szenen aus Tells Geschichte darstellen. Nach einer Verordnung des Standes Uri vom Jahr 1387 wird in derselben jährlich noch eine Predigt zum Dank für die durch Tell erworbene Wohlthat gehalten, wozu immer viele Menschen aus Uri und den benachbarten Cantonen herbeiströmen. Tell soll selbst gleich nach der Ermordung Gessler's mit seinem Schwiegervater, Walther Fürst und Werner Stauffacher von Steinen eine Procession hieher geführt haben, um Gott für die Befreiung des Vaterlandes zu danken; wirklich wird noch jetzt eine solche Procession jährlich von vielen Schwyzern und Urnern auf Kosten beider Stände angestellt. Tell lebte in Bürglen noch bis in die Mitte des 14ten Jahrhunderts, und hatte also noch die Freude zu erleben, wie der Schweizerbund durch den Beitritt von Luzern, Zürich, Glaris, Zug

und Bern zu mächtiger Kraft erwuchs. Nach einer Sage kam Tell im Jahr 1350 in den Fluthen des Schächenbachs, die seinen Wohnort zerstörten, ums Leben, da er ein Kind aus denselben retten wollte. Die Familie Tells ist seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts mit dem letzten weiblichen Sprößling, Berena Tell, die im Jahr 1720 starb, gänzlich erloschen.

In der Kirche trafen wir den Schullehrer Xaver Triner, der uns die Orgel hören ließ, und den wir nachher in seiner Wohnung als geschickten, bildenden Künstler kennen lernten, indem er uns mehrere seiner Handzeichnungen zeigte, welche verschiedene Ansichten von Altorf, von der Waldnacht, und manchen Gegenden an der Gotthardsstraße sehr getreu und fleißig ausgeführt darstellten. Er ist, so viel bekannt worden, der einzige bildende Künstler, den Uri gegenwärtig aufzuweisen hat.

Am folgenden Morgen brachen wir, wegen der langen Tagreise, die wir vorhatten, mit Anbruch des Tages von Altorf auf. Es war ein heiterer, schöner Morgen, der uns für den heutigen Tag vollen Genuß aller der Schönheiten versprach, welche die Gotthardsstraße aufzuweisen hat.

Nicht weit von Altorf führte uns unser

Weg durch den Schächengrund, einem freien Platz, wo ein großes, ansehnliches Gebäude steht, welches zum Kornmagazin dient. In dieser Gegend wurden uns die Verwüstungen sichtbar, welche der wilde Schächbach anrichtet, wenn er seine Ufer übersteigt und die umliegenden Matten mit Schutt und Steinen überführt. Zwei Stunden lang läuft von hier der Weg kaum merklich ansteigend fort, bis nach Erstfelden immer über anmuthige Wiesen, neben klaren von Weiden und andern Bäumen beschatteten Wasserbächen. An einer Felsenwand des Brünisberges nahe am Wege ergöhten wir uns einige Augenblicke an dem Echo, das von derselben wiederhallt und mehrere Sylben sehr deutlich zurückgiebt. Bald aber zog ein anderer Gegenstand unsere Aufmerksamkeit auf sich, der uns mehr interessirte, ein Mann nämlich, wie uns noch keiner vorgekommen war; wäre er einem Einzelnen von uns in irgend einer einsamen Felsen- oder Waldgegend begegnet, würde er wahrscheinlich keinen geringen Schreck erregt haben, während er hier in dieser bewohnten Gegend durch das fremdartige und Neue seines Aufzugs nur Verwunderung und Erstaunen erregte. Unter einem schwarzen, runden, breitrandigen Filzhut blickte ein von

der Sonne verbranntes, braunes Mulattengesicht hervor; die Kappe des weissen Ueberhemds, die hinten unter dem Hute über den Kopf gezogen war, trug nicht wenig dazu bei, das Wilde des Blicks und der ganzen Physionomie zu erhöhen. Das Ueberhemd hieng bis auf die Kniee herab, mitten um den Leib mit einem schmalen, ledernen Riemen gegürtet; die unter dem Knieen umgerollten Strümpfe reichten nur bis zu den Knöcheln herab, die bloßen Füße stunden auf hölzernen, unten mit eisernen Stiften beschlagenen Sandalen, die vermittelst ledernen Riemen am Fuße festgehalten wurden. Auf dem Rücken trug der Mann ein leeres Tragräff, in der Hand einen ungeheuren Knotenstock, im Munde eine kurze Tabakspfeife und über dem Ohre hieng ein Rosmarinstengel hervor.

Dieser Mann war nichts anders, als ein Hirt, der von den Alpen des wilden Schächen- thals gestern ein Paar Käse nach Erstfelden getragen hatte, und nun im Begriff war, nach seiner Alp zurückzukehren. Man sagte uns, die Kleidungsart, in welcher wir ihn sahen, sei noch die alte, die zu Tells Zeiten üblich gewesen. Nur von den Hirten der von dem Haupt- thale des Cantons entfernten Alpen wird sie noch beibehalten. Bei diesen Menschen, die

ganz einfach nur ihren Heerden leben, die sich auf kein Nebengewerbe, auf keinen Handel, und besonders nicht auf das Gewerbe des Säumens einlassen, die weder die Sucht, an den Fremden zu gewinnen, noch die Nachäffung fremder Sitten verderbt, verschroben und verstellt hat, bei diesen Menschen hat sich, mit der alten Landestracht, auch noch die Wahrheit alter, ungekünstelter Sitten erhalten. Ihre Begierden werden durch keine Vervielfältigung der Bedürfnisse gereizt, ihre Leidenschaften weniger aufgeregt, daher sind Laster unter ihnen so selten, als grobe Verbrechen. Gastfreiheit wird von ihnen nicht nur für Pflicht gehalten, sondern mit eigenem Vergnügen gegen jeden ausgeübt. Freiheit ist ihr höchstes Gut; sie macht ihnen ihr armes, rauhes Land lieb, auch wird dies Gut von ihnen am wenigsten gemißbraucht. Diesem Bilde gleichen hingegen die Bewohner des Hauptthals von Uri nicht mehr ganz. Eine große, ununterbrochen belebte Heerstraße, der Handel und das Geschäft des Säumens hat diese Leute von langen Zeiten her mit so vielen und mancherlei Menschen in Berührung und Verbindung gebracht, daß das Originelle und Eigenthümliche ihres Charakters und ihrer Sitten unter dem Fremdartigen, das

sie unvermerkt angenommen haben, kaum noch heraus zu finden ist. Besonders hat ihr häufiger Verkehr durch die große Saumstraße mit Italien ihnen schon einen gewissen italienischen Anstrich gegeben, der mit der einfältigen Gutmüthigkeit jener Nelppler freilich nichts mehr gemein hat.

Ehe man das Dorf Erstfelden erreicht, führt der Weg über eine Wiese, auf welcher eine Kapelle von Nuß- und Obstbäumen umgeben, sich sehr romantisch darstellt. Die Matte heißt die Jagdmatt, und die Kapelle steht da zum Andenken eines großen Mirakels, das sich einst hier ereignet haben soll. Ein Jäger, so sagt die Legende, hatte lange einen großen, prächtigen Hirsch mit seinen Hunden verfolgt. Endlich fand er ihn schußgerecht in dieser Matte. Er schlägt an auf das edle Thier, aber in eben diesem Augenblick kehrt es sich gegen ihn, und mit Schrecken erblickt der Jäger zwischen dem Geweih des Hirsches das blutende Haupt des gekreuzigten Heilandes. Das Gewehr entsinkt seinen bebenden Armen, reuevoll fällt er auf seine Kniee und betet an. Ueber dem Portal der Kapelle erblickt man diese Wundergeschichte mit frischen Farben abgebildet, und zwar ist auf diesem Bilde nicht nur der Jäger

in demüthig = reuevoller, knieender Stellung dargestellt, sondern selbst seine beiden Hunde liegen auf den Knien, und ihr Gebell scheint sich in Anbetung verwandelt zu haben. Darüber zeigt sich in den Wolken ein Engel, und eine Inschrift lautet also:

Herrlich, herrlich, wunderreich
Ist der Jagdmatt Gnadenort!
Seht den Hirschen und zugleich
Auch den frommen Jäger dort!
Beide diese uns beweisen
Und ein Engel zeigtet klar,
Welch ein großes Wunderzeichen
Diesen Ort macht offenbar.

Wenn die Erfinder dieser Legende dabei die Absicht hatten, der unbändigen und grausamen Jagdlust eines rohen, einfältigen Volks, das nicht leicht glaubt und folgt, wenn es nicht Wunder sieht, dadurch Einhalt zu thun und Schranken zu setzen, so kann man ihnen allenfalls diesen frommen Betrug verzeihen. Allein daß man auch die Hunde knieend und in betender Stellung abbilden, und — wie die lebhaften Farben beweisen — diesen Unsinn erst ganz neuerlich wieder auffrischen konnte, dies fanden doch selbst die Jüngsten meiner Reisegefährten allzukindisch und läppisch. —

Bei dem großen Dorfe Erstfelden kommt man dicht an die Reuß, über welche hier eine Brücke führt, die Straße bleibt aber immer zur Rechten des Stromes. Von hier an verengert sich das Thal sehr und von beiden Seiten treten die Gebirge bis nahe an das Flussbett heran. Nach einer Stunde giengen wir durch das große Dorf Silenen, wo noch etwas Roggen und anderes Getreide gebaut wird. Nahe dabei stehen auf einem kleinen Hügel, das Flühli genannt, die Ruinen von Gessler's Zwing - Uri, die nur in einem viereckigten Thurm bestehen. Bald nachher kommt man in das Dorf Am Steg, welches gerade im Vereinigungspunkte des wilden Kerstelenbaches mit der Reuß liegt. Für uns war der ganze Weg von Erstfelden bis nach Am Steg, besonders in geognostischer Hinsicht, interessant, weil wir bei Erstfelden unter den gegen Norden eingesenkten Kalkschieferbänken der östlichen Gebirgskette oder der sogenannten Windgelle, das Urfelsgebirge zum Vorschein kommen sahen, und dies Auflegen des Kalksteins auf dem Gneiß, sich gegen Süden immer mehr emporhebend, sehr deutlich beobachten konnten. Auch an der gegenüberliegenden Gebirgsreihe der Surenen-Alpen zeigt sich längs dem linken Ufer der

Neuß das Aufstiegen des Kalksteins auf dem Urgebirge, so wie auch das südliche Ansteigen beider Formationen.

Ein schmaler Steg führt über den wilden Kerstelenbach, der aus dem östlich bis an die Gränzen von Graubünden sich bei 6 Stunden weit in das Gebirge hinaufziehenden Maderanerthale herunterkömmt, bisweilen zu außerordentlicher Höhe anschwillt und dann große Verwüstungen anrichtet. Das Maderanerthal ist eines von den wenig bekannten Seitenthälern, in welche sich selten ein Fremder verirrt. Das nördliche Gebirge, welches dieses Thal von dem Schächenthale trennt, ist sehr wild und in seinen höhern Theilen mit Schnee und Eis bedeckt. Ein 7—8 Stunden langer Gletscher zwischen dem Scheerhorn und dem Dödi berg an den Gränzen von Glaris, der Hüsfirn genannt, giebt dem Kerstelenbache seinen Ursprung. Weniger wild und rauh ist das gegenüberliegende Gebirge, in welchem sich mehrere kleine fruchtbare Alpenthäler seitwärts hinaufziehen. Durch eines derselben, das sogenannte Ezlithal, führt ein Pfad hinauf zu der mit fürchterlichen Trümmern übersäeten Höhe des Kreuzliberges oder Crispalts, und von da hinab in das Tavetscher - Thal von

Graubündten. Dieß ist der sogenannte Kreuzlipaß, der äußerst beschwerlich und an einigen Stellen auch sehr gefährlich seyn soll, der auch nur selten von jemand anders als von den Bewohnern der nächsten Thäler benutzt wird.

Kaum ist man über den Kerstelenbach hinüber, so beginnt die Straße nach dem Gotthard zu steigen und steiler und rauher zu werden. Am Fuße des Bristen, einer majestätischen Urfelspyramide erhebt sich die Straße, und bietet rückwärts eine der lieblichsten Ausichten über das Dorf Am Steg dar. Bald aber entzieht sich diese dem Auge, und nun sieht man sich in einem engern und wildern Thale eingeschlossen, durch welches die Aeuß ihre Fluthen über Felsentrümmer, oft in einem tiefen und steil abgeschnittenen Bette brausend fortwälzt. Zu beiden Seiten drohen hohe, steile Berge und nackte Felsen. Die Straße selbst ist allenthalben mit großer Mühe gemacht, indem die Natur überall die größten Schwierigkeiten und Hindernisse entgegensezte. Wann diese Straße zuerst angelegt wurde, darüber sind die Gelehrten nicht einig. Einige behaupten, es sey schon von den Römern unter der Regierung des Augustus ein Weg über den Gotthard gebahnt worden; andere meinen, dieß sey erst später

später unter dem Kaiser Otto geschehen; und wieder andere glauben, daß die Römer den Gotthard gar nicht gekannt und andere Wege gehabt hätten, um in das nördliche Helvetien zu gelangen. Dem sei, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß die Straße sehr alt ist, eben weil man nicht mehr weiß, zu welcher Zeit und von wem die erste Anlage derselben gemacht worden. Die Brücken, die auf dieser Straße über die Aeuß führen, sind sämtlich wohl nicht über einige hundert Jahre alt, und mögen vermuthlich in den Zeiten erbaut worden seyn, welche auf die herrlichen Siege der Freiheit folgten, wo die Schweizer, nachdem sie ihre Tyrannen bezwungen hatten, nun ihre Kräfte zur Bezwingung der Natur anwandten.

Längs dem Gebirge windet sich die Straße hinan, nicht selten ist sie in die Felsenwände eingesprengt oder aus dem tiefen Abgrunde des Aeußbettes aufgemauert, das, je weiter hinauf, immer enger wird. Eilfmal im Ganzen windet sich die Straße vermittlest merkwürdiger Brücken über die Aeuß, die man also bald rechts, bald links, und oft in schaudervoller Tiefe zur Seite hat. Die, nur durch diesen Strom getrennten Felsenwände und Gebirgshalden erheben sich zu beiden Seiten steil und nicht selten

senkrecht zu unglaublicher Höhe; überhängende und zerklüftete Felsmassen drohen hie und da in die Tiefe herabzustürzen, und die Zahl der unten schon in großer Menge zerstreut umherliegenden Trümmer zu vermehren. Doch neben solchen wilden, Furcht und Grausen erregenden Szenen, bieten sich auch hin und wieder abwechselnd liebliche, freundliche Bilder dar. Hier gleitet ein spiegelheller Bach leicht über den sanften Abhang herab, dort steht eine einzelne Hütte oder ein kleines friedliches Dörfchen; bald wechselt ein Wäldchen, oder ein angebautes Feld, mit grünen Matten, in welchen blöckende Heerden weiden. Freilich, je weiter hinauf, desto seltener werden diese sanftern Bilder, und zuletzt endet alles in grausenvoller Wildniß nackter und zertrümmerter Felsen, zwischen welchen kein Laut und kein Leben gehört wird, als der Wiederhall des fürchterlich tobenden Stromes, der von Felsen zu Felsen schäumend hinabstürzt.

Wir wanderten nun fröhlichen Muthes
 dem Strom der Neufß entgegen,
 Die wilden Laufes von dem Berge stürzt —
 bald vorüber bei dem Dörfchen Niedt, dem
 gegenüber, jenseits der Neufß ein kleines Seiten-
 thal mit zerstreuten Bohnungen sich zeigt, in

welchem noch Spuren eines ehemaligen Bergbaues zu sehen sind. Die Gebirgsart daselbst enthält in einem glimmerschieferigen Gesteine Alaun, der aus demselben auswittert. Weil aber dieses Auswittern sehr langsam geschieht, so hat jene bergmännische Unternehmung nicht nur keinen Vortheil gewährt, sondern mit beträchtlichem Verluste wieder aufgegeben werden müssen.

Bald hernach giengen wir über einen Bach, der aus einer engen Bergkluft, das Teufthal genannt, sehr mahlerisch herabstürzt. Diese Kluft trennt den Bristenstock von seinen südwestlichen Nachbarn. Es werden hier viele Bergkristalle gefunden, und die Einwohner der umliegenden Ortschaften machen sich zum Theil ein Geschäft daraus, nach diesen Fossilien zu graben. Auch wurden uns fast bei allen Häusern, an denen wir vorbeigiengen, solche, unter dem Namen: Strahlen, zum Kauf angetragen. Außer Bergkristallen, hat das Teufthal auch reichhaltige Bleiglanz-Gänge *), die aber gar nicht benutzt werden.

*) Gänge sind in den Gebirgen befindliche Spalten, die nach ihrer Entstehung mit verschiedenartigen, von der Gebirgsmasse selbst mehr oder we-

Oberhalb des Dörfchens Meitschlingen, das eine Kapelle hat, und in einer kleinen, reizenden Ebene liegt, führt die Straße um eine Gebirgssecke herum, und plötzlich sahen wir uns wieder in einer schauerlichen Wildniß, wo die Neuß zwischen einer ungeheuren Menge umherliegender Felsentrümmer furchtbar tobt. Aus einer Kluft stürzt zwischen dunkeln Tannen der Fellenenbach hervor, der wiederum einen mahlerischen Fall bildet. Gegenüber aus der Höhe zeigt sich das Dorf Gurtellen, das eine reizende Lage hat. Bei Meitschlingen waren wir zum erstenmal über die Neuß auf ihr linkes Ufer gegangen, doch führte uns bald eine zweite Brücke zurück auf ihre rechte Seite. Immer enger zieht sich nun das Thal zusammen. Nicht weit von dem Dörfchen Weiler, wo wieder eine Kapelle steht, traten wir ein in eine wilde, von kahlen Felsen eingeschlossene

niger verschiedenen Fossilien ausgefüllt sind. Sie durchziehen fast immer die Schichten des Gesteins unter verschiedenen Winkeln. Enthalten solche Gänge Erze, so heißen sie Erzgänge, und werden nach dem Metall, das sie enthalten, benannt, als Bleigänge, Silbergänge, u. s. w. Enthalten sie aber keine Erze, so heißen sie taube Gänge.

Gegend, wo in einer tiefen Kluft die Neuf schäumend hinunter tobt. Ueber diese Kluft führt die erste steinerne Brücke, der Pfaffensprung genannt. Sie hat diesen Namen von einer alten Volksfage, nach welcher einst ein Mönch oder Pfaff mit einem Mädchen, das er entführt hatte, von einem Rande dieses mehrere hundert Fuß tiefen Abgrundes zum andern hinüber gesprungen seyn soll. Die Brücke, die sehr alt ist, gehört zu den bewundernswürdigsten Werken dieser Art, welche die wilden Thäler der schweizerischen Alpen aufzuweisen haben, und würde der berühmten Teufelsbrücke nicht nachstehen, wenn diese durch ihre Umgebungen nicht noch einige schrecklich-schöne Vorzüge erhielte, die dieser abgehen. Die Brücke beim Pfaffensprung ist in einem Bogen von 90 Fuß über den Abgrund gesprengt, in welchem die Neuf unter vorstehenden und ausgewaschenen Felsen oder überhangendem Gebüsch halb versteckt donnernd herabstürzt. Auf der Mitte der Brücke ist der Anblick in die furchtbare Wildniß, außerordentlich, in die Tiefe des Abgrundes wagt man kaum, und gewiß nicht ohne Schauder, einen scheuen Blick.

Von hier an zieht sich nun die Straße auf der linken Seite der Neuf eine Strecke fort,

und es zeigt sich auf einem Hügel mitten im Thale die Kirche von Wasen mit diesem ansehnlichen Dorfe. Das Thal gewinnt hier wieder ein etwas weniger wildes und rauhes Ansehn, indem die Gebirgsabhänge nicht bloß nackte Felsen und Klüfte darbieten, sondern theils mit schöner Waldung, theils mit grünen Matten bekleidet sind, die sich weniger steil gegen die Region der fahlen Felsen hinaufziehen. Die Kirche von Wasen liegt schon 1750 Fuß höher als die Fläche des Bierwaldstätter-See's (2060 Fuß über das Meer), es wird hier noch einiges Gartengewächs gebaut, von Obstbäumen sieht man aber nur noch den Kirschbaum, der kleine, spät reisende Früchte trägt. Ehe man das Dorf Wasen erreicht, öffnet sich zur Rechten ein Nebenthal, aus welchem der wilde Mayenbach zwischen steilen Felswänden hervorströmt, der sich unterhalb Wasen mit der Reuß vereinigt.

Als wir über diesen Bach hinüber giengen, bemerkten wir in seinem Bette einige große Gneißblöcke mit theils rothem, theils gelbli-chem Ueberzuge. Bei näherer Untersuchung fand sich, daß dieser Ueberzug nichts anders war, als der sogenannte Beilchenbyssus, oder die Steinblüthe (*Byssus iolithus*), ein

sehr einfaches, staubartiges Gewächs, das sich auf Steinen und in Felsenrißen ansetzt, anfänglich schön roth ist, in der Folge aber blässer und gelblich wird, je nachdem es älter und trockner ist. Es giebt dieser Staubmoose manche Arten; diese hat besonders das Eigene, daß sie den Steinen, auf welchen sie wächst, einen starken Beilchen-Geruch mittheilt, welches zu den Benennungen: Beilchenbyssus, Beilchenstein, Biolstein Anlaß gegeben hat.

Das Mayenthal zieht sich aus dem Neufthale nordwestlich bis an den Sustenberg hinan, über welchen schon lange ein rauher, nur für Fußgänger, Pferde und Kühe im Sommer gangbarer Paß in das Berner Gadmenthal führte. Seit dem Jahre 1811 aber haben die Regierungen von Bern und Uri sich vereint, eine fahrbare Straße über diesen Berg bauen zu lassen, die auch jetzt, da ich dieses schreibe, schon seit mehreren Jahren vollendet ist, so daß man, zwar nicht mit Kutschen, wie auf der prächtigen Simplonstrasse, aber doch mit kleinen Wägelein hinüber fahren kann.

Am Eingange des Mayenthals, nicht weit von Wassen, liegt auf einer Anhöhe die sogenannte Mayenschanz, eine Art von Festung, welche die Urner ehemals zur Sicherheit gegen

Bern errichtet hatten, und durch welche der Eingang in das Land von dieser Seite gänzlich gesperrt werden konnte. Im Jahr 1683 ist sie erneuert worden. In dem für Uri so verhängnißvollen Jahre 1799 ward sie von den Oesterreichern, die über den Gotthard gekommen waren, besetzt, und darauf von den Franzosen, die über den Sustenberg kamen, mit Sturm erobert.

Während wir im Wirthshause zu Basen unser, nach einem fünfstündigen Marsche wohlverdientes Mittagsmahl hielten, bot uns der Wirth mehrere Bergkrystalle oder sogenannte Strahlen zum Kauf an. Für einen, der 19 bis 20 Pfund schwer seyn mochte, forderte er nicht weniger, als 20 Louisd'or, für kleinere Stücke, 3, 4 bis 6 Renethaler. Diese Preise waren von solcher Art, daß sie uns wohl alle Lust, hier einen Ankauf solcher Waare zu machen, benehmen konnten.

Indessen veranlaßten diese Krystalle, die wir mit Vergnügen betrachteten, einige meiner jüngern Gefährten zu der Frage: wie dieselben doch eine solche regelmäßige Gestalt erhalten haben könnten? Es hielt schwer, sie zu überzeugen, daß diese nicht das Werk menschlicher Kunst sei, doch begriffen sie die Art und Weise

ihrer natürlichen Entstehung, als ich sie an ein Experiment erinnerte, zu welchem ich sie vor einiger Zeit veranlaßt hatte. Was geschah, fragte ich, als Ihr neulich in eine Untertasse mit Wasser Salz geschüttet hattet?

„Das Salz zerschmolz im Wasser, oder lösete sich auf.“

Ihr schüttetet hernach noch mehr Salz in das Wasser, aber zuletzt —

„Wollte sich kein Salz mehr auflösen, weil, wie Sie uns sagten, das Wasser vollkommen gesättiget sey, oder so viele Salztheile in sich aufgenommen hätte, als es aufzunehmen vermöchte. Sie sagten, man nenne dieß eine vollkommene Auflösung.“

Gut. Was zeigte sich nun, nachdem wir diese Auflösung einige Zeit an einem sonnigen Orte hatten ruhig stehen lassen, als wir wieder darnach sahen?

„Das Wasser war rein verschwunden, und der ganze Boden der Untertasse war über und über weiß von Salz.“

Und wie sah dieses Salz aus, als wir es genauer und mit dem Vergrößerungsglase untersuchten?

„Lauter kleine Würfel waren es, und Sie sagten, das vorhin im Wasser aufgelösete Salz

habe sich aus der Auflösung wieder niederschlagen und krystallisirt, das Wasser aber sei durch die Wärme verdunstet.“

Ganz richtig, fuhr ich fort, ich höre daß ihr dieß alles recht gut gemerkt habt. Das nämliche nun, was Ihr hier im Kleinen an Eurem Salz gesehen habt, ist bei der Bildung der Massen, aus welchen unser Erdkörper besteht, und namentlich derjenigen, welche zu den uranfänglichen Gebirgen gehören, auch geschehen; sie haben durch Niederschlag aus einer Flüssigkeit, in welcher ihre Bestandtheile aufgelöst waren, sich gebildet und zum Theil so regelmäßige Gestalten, wie die Würfel Eures Salzes waren, angenommen, oder mit Einem Worte, sie haben sich krystallisirt. Mit Hülfe der Chemie kann man eine Menge künstlicher Krystallisationen erzeugen, und man hat dabei Gelegenheit gehabt zu beobachten, wie diese Erzeugung und Bildung solcher regelmäßigen Gestalten vor sich geht. Befinden sich nämlich diejenigen Stoffe, aus denen sich eine Krystallisation bilden soll, in vollkommener chemischer Auflösung, so daß sie sich in der Flüssigkeit frei und ungehindert bewegen und nach den ihnen eigenthümlichen Gesetzen der Anziehung mit einander verbinden können, so kann

man bemerken, wenn die Auflösung einer vollkommenen Ruhe genießt und keine andere Kraft, als die der Anziehung, auf die niederfallenden Theile wirkt, wie die aus der Auflösung zuerst heraustretenden Theile an die nächsten Wände des Gefäßes, in welchem sich die Auflösung befindet, sich ansetzen. Die nachfolgenden Theile, die von diesen ersten schon stärker angezogen werden, als von den Wänden des Gefäßes, legen sich wie dünne Häutchen über jene hin, und vergrößern sie nach allen Richtungen, und so bilden sich nach und nach und langsam die Kristalle. Enthält die Auflösung nicht Stoff genug um einen Kristall vollständig auszubilden, so bleibt der Kristall unvollkommen, wie wir es deutlich an einem dieser Bergkristalle sehen, wo die eine Seitenfläche und Zuspitzung nicht vollendet ist, und jene übereinander liegenden Ansätze oder Blättchen sehr bestimmt wahrzunehmen sind. —

Nach dem Gesagten wissen wir also sehr gut, wie ein Kristall entsteht und sich bildet, aber warum diese Stoffe in einer Auflösung sich zu einem Würfel kristallisiren, andere zu einer drei-, vier-, fünf- oder sechsseitigen Säule oder Pyramide, wieder andere zu einem Octaeder, oder Dodecaeder u. s. w., oder warum eine

und eben dieselbe Masse sich bald zu dieser Gestalt, bald zu jener kristallisirt, wie z. B. der Kalkspath, von dem man schon mehr als hundert verschiedene Kristallisationen kennt, — dieß gehört zu den Geheimnissen der Natur, die wir zwar bewundern müssen, aber schwerlich jemals uns werden erklären können.

Die Bergkristalle, oder sogenannten Strahlen, werden in den benachbarten Granitfelsen gefunden, wo die innern Wände größerer oder kleinerer Höhlen und Klüfte, die sich in denselben befinden, oft damit besetzt sind. Solche Kristallgewölbe werden gewöhnlich durch Gemsjäger und Alpenhirten ganz zufälliger Weise entdeckt, doch giebt es auch Leute, die absichtlich darauf ausziehen sie zu entdecken, wobei sie oft, da sich solche Klüfte nicht selten an den höchsten, unzugänglichsten Felsen befinden, sich den größten Lebensgefahren aussetzen, und am Ende lohnt das Gefundene kaum der Mühe und Anstrengung. Doch sind in frühern Zeiten in verschiedenen Gegenden dieser Gebirge Kristallgewölbe entdeckt worden, die große Reichthümer an Kristallen dargeboten haben. So unter andern eines am Sandbalm, einer Felsenreihe im obersten Theile der Geschenenalp, wo man über 1000 Centner Kristalle, deren Werth

auf 30000 Thaler berechnet wurde, ausgebracht haben soll. Diese Kristallgewölbe sind indessen ausgeleert, und in neuern Zeiten hat man keine so ergiebige mehr gefunden. Kristalle von außerordentlicher Größe werden überhaupt sehr selten gefunden, und als Kabinettstücke, wenn sie schön erhalten und nicht zerstoßen sind, theuer bezahlt. Kleine Stücke findet man nicht selten in den Bächen und Bergströmen, auf Gletschern u. s. w. Ehemals war der Handel mit Bergkristallen nicht unbedeutend. Es wurden aus diesen Gegenden viele nach Mayland gesendet, wo sie zu Kronleuchtern, Tafelaufsätzen u. dergl. verarbeitet wurden, jetzt kann man mehrentheils nur kleine Stücke versenden, die in verschiedenen Fabriken in Frankreich und Deutschland zu Stockknöpfen, Bettschaften, Halsbändern und andern kleinen Galanteriewaaren geschliffen werden. Auch werden sie in den Glashütten gebraucht und geben das beste Glas, weil in ihnen die Kiesel- oder Glaserde am reinsten ist.

Nachdem wir uns in Basen erquickt und hinlänglich ausgeruht hatten, begaben wir uns wieder auf den Weg, der noch eine Zeitlang auf der linken Seite der Neufz bleibt. Nicht weit von Basen führt eine hölzerne Brücke über

den Rohrbach, der aus einer engen Felsenkluft zur Rechten herabstürzt und ganz nahe hinter der Brücke einen Wasserfall bildet, der mit allem Recht unter die schönsten der Schweiz gezählt werden darf, wenn er, so wie wir ihn sahen, seinen ganzen vollen Wasserreichthum hat. Ich habe ihn zu andern Zeiten gesehen, wo er ungleich ärmer an Wasser war, und er schien mir bei weitem nicht mehr so bedeutend.

Von hier kamen wir bald durch ein langes, offnes Thal mit zerstreuten Hütten, in dessen Mitte die Reuß weniger tobt, zu dem Dorfe Waltigen, wo eine zweite, in einem Bogen gesprengte, sehr hohe, aber schmale, steinerne Brücke wieder auf das rechte Ufer der Reuß führt, auf welchem die Straße fast ebenes Weges eine halbe Stunde lang bis zu der sogenannten schönen Brücke fortläuft, deren fühner Bogen zu beiden Seiten auf hohe Mauern gestützt ist. Es war für uns ein neuer und interessanter Anblick über diese Brücke einen Zug von etlichen und zwanzig beladenen Saumrossen herüberziehen zu sehen; die ersten, die uns auf unserm Wege begegneten.

Der Transport der Waaren auf Saumthieren ist der einzige mögliche über den Gott-hard. Die ganze Saumstraße erstreckt sich von

Altorf oder Flüelen bis Bellinzona, 28—30
 Stunden weit, doch hat man in den neuern
 Zeiten von Bellinzona herauf die Straße auch
 fahrbar zu machen angefangen. Für die Säu-
 mer ist diese Straße in vier Tagreisen abge-
 theilt, nämlich von Altorf bis Ursern an der
 Matt, von da über den eigentlichen Gotthard
 bis Airolo, dann nach Giornico, und von da
 nach Bellinzona. Die Ladung eines jeden Pfer-
 des beträgt nach altem Gebrauch und Gesetz drei
 Centner, und wird auf dem hölzernen, dazu
 besonders eingerichteten Sattel, zu beiden Sei-
 ten und oben darauf also vertheilt, daß alles
 gehörig im Gleichgewicht ist. Also beladen,
 gehen die Thiere sicher und im gleichen Schritte
 hinter einander fort. Jedes Pferd hat einen
 Maulkorb, der es hindert still zu stehen und
 Gras zu fressen. Alle sind mit helltönenden
 Schellen versehen, wodurch sie immer auf der
 Bahn erhalten werden, weil vor dem Losen der
 Reuß und des Tessins ihre Fußtritte nicht ge-
 hört werden können. An den Augen haben
 sie weit hervorstehende Blendleder, damit sie
 nicht seitwärts blicken und durch Abgründe
 oder andere Gegenstände scheu gemacht werden.
 Nicht selten ist der Kopf des Pferdes noch mit
 einem Federbusch und allerhand herabhängen-

den Quasten verziert, die Ladung des Rückens aber mit einer mehr oder weniger zierlichen Decke bedeckt, so daß durch alles dieses eine solche Caravane von Saumrossen oft ein ganz ungewöhnliches, fremdartiges Ansehn erhält. Die Säumer selbst sind mehrentheils ein rohes Volk, und durch das unstete Hin- und Herziehen auf der Landstraße und den beständigen Aufenthalt in den Wirthshäusern, an ein wüstes Leben gewöhnt. Auch sind sie gewöhnlich dürftiger, als die übrigen Einwohner des Cantons.

Von der schönen Brücke an wird das Neufthal immer enger, rauher und wilder; auf beiden Seiten sieht man nichts mehr, als kahle Felsenwände, die sich fast senkrecht bis in die Neuf herabsenken; nur selten erscheinen noch einzelne kleine Stellen, die mit einiger Vegetation bekleidet sind. Die ebenern Stellen des Thalgrundes sind mit herabgestürzten Felsenmassen bedeckt, die fürchterlich übereinander gethürmt da liegen, und das grausende Bild einer noch fortdauernden und immer sich erneuernden Zerstörung darbieten. Alle diese Felsenrümpfe sind von gleicher Beschaffenheit mit der zu beiden Seiten anstehenden Gebirgsformation und bestehen aus einem Gneiß, der sich in Hinsicht seines Gefüges schon zum Theil dem

Granit nähert. Unter diesen Felstrümmern zeichnet sich ein fast würfelförmiger Block durch seine Größe vor allen andern aus. Er wird der Teufelsstein genannt, und spielt in der Legende von der Teufelsbrücke eine wichtige Rolle. Die Brücke hat ihren Namen in jenen Zeiten erhalten, wo man außerordentliche Werke der Kunst, von denen man sich nicht vorstellen konnte, daß menschliche Kraft und Geschicklichkeit zu ihrer Hervorbringung habe hinreichen können, ohne weiteres dem Teufel zuschrieb. Also erzählt man auch von der Erbauung der Teufelsbrücke: der Baumeister, der solche zu bauen unternommen, sei über die Ausführung dieses Baues in großer Verlegenheit und Angst gewesen. Da sei ihm der Teufel erschienen, und habe versprochen, ihm in seiner Noth beizustehen und die Brücke fertig zu bauen, wenn er ihm dagegen die erste Seele opfern wolle, die über diese Brücke gehen würde. Der Vertrag wird gemacht, und der Teufel baut richtig die Brücke fertig. Nun gereut aber dem Baumeister sein gegebenes Versprechen; doch hilft er sich durch eine List aus der Verlegenheit, indem er einen Hahn über die Brücke jagt, in der Meinung, daß der Teufel mit der Seele desselben sich begnügen müsse, da er sich nicht bestimmt

darüber erklärt habe, was für eine Seele er eigentlich begehre. Da nun der Teufel sich auf solche Weise angeführt sieht, ergrimmt er aufs höchste und ergreift in seiner Wuth jenen ungeheuren Felsblock, um damit die Brücke wieder zu zerschmettern. Allein in eben demselben Augenblick erscheinen zwei Engel, welche dem Satanas gebieten, den Block abzustellen, worauf er mit fürchterlichem Gestank entflucht. Davon heißt jener Stein noch jetzt der Teufelsstein. —

Wir hatten auf dem heutigen Wege unser Pflanzen- und Insekten-Sammeln immer unermüdet fortgesetzt, und unsere Mühe mit reicher Ausbeute an seltenen und interessanten Gegenständen belohnt gesehen. Von Wasen an wurde unser Eifer aufs neue belebt, da wir an der Erscheinung mancher Pflanzen und mehrerer Schmetterlinge bemerkten, daß wir uns den alpinischen Regionen näherten. So fanden wir hin und wieder die *Silene rupestris* Lin. die sonst auf hohen Alpen wächst, von da sie hier im Thale der Neuf weit hinabsteigt; *Sempervivum arachnoideum* L. *Saxifraga cuneifolia*, *Campanula rhomboidea* u. a. Mehrere der braunen Alpenschmetterlinge, als *Hipparchia Goante*, *Tyndarus*, *Melampus*, *Euryale*,

Ceto, wurden gefangen. Weiter unten hatten wir auf den hölzernen Geländern längs der Straße die großen langgehörnten Bockkäfer *Lamia Sutor* und *Sartor* öfters sitzend angetroffen.

Bei dem großen Dorfe, Geschenen oder Gestinen, durch welches die Gotthardstraße mitten hindurch führt, und dessen Einwohner mehrentheils Säumer sind, öffnet sich zur Rechten in der nordwestlichen Gebirgskette ein breites Nebenthal, das von beiden Seiten von hohen und steilen Gebirgen, hinten aber von einer ununterbrochenen Reihe hoher, blendendweißer Schneegipfel gänzlich geschlossen ist. Die höchsten dieser Schneegipfel sind links der Galenstock, rechts die sogenannten Thierberge, umpanzert mit ungeheuren Eismassen, von welchen einerseits ins Wallis der Rhonegletscher, andererseits gegen das Bernische Gadmenthal der Triftgletscher hinabsteigen. Auch diesseits liegen in den tiefen Einkerbungen jener Gebirge ungeheure Gletscher, deren Abflüsse in einen wilden Strom, den Geschenenbach vereint, vor dem Dorfe von den Anhöhen herabstürzen und sich bald mit den Fluthen der Reuss vermischen. Die hohen Felsen dieses Nebenthals

sind reich an schönen, großen Kristallen, besonders von dunkelbrauner, beinahe ganz schwarzer Farbe, die man Rauchtopase und Morio nennt; auch finden sich dort schöne rosenrothe Flußspathe in octaedrischen Kristallen.

Wenn man durch das Dorf Gestinen hindurch ist, das ungefähr 2100 Fuß höher liegt, als der Vierwaldstätter-See, so wird das Thal der Reuß auf einmal wieder beträchtlich enger. Senkrechte Felsenwände schliessen es zu beiden Seiten ein, alle Vegetation scheint verschwunden, alles Leben erstorben. Nur eine enge Kluft zeigt sich, in welcher die Reuß in ununterbrochenen Absätzen schäumend herabstürzt und die Luft mit ihrem oft dumpfen, oft hellbrausenden Getöse erfüllt, und das Ohr des einsamen Wanderers betäubt.

Bei anderthalb Stunden lang dauert dieser schauderhafte Schlund, die Schöllenen genannt. Doch ehe man in denselben eintritt, muß man noch zweimal über die Reuß, zuerst über die lange, dann über die Tanzbeinbrücke, wahrscheinlich also genannt nach dem Namen ihres Erbauers. Von hier an steigt die Straße, in die Felsenwand gesprengt, steil empor,

Am Abgrund geht der Weg und viele Kreuze
 Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniß
 Der Wanderer, die die Lawine begraben *).
 Denn hier ist eine von den Stellen, die im
 Frühjahr wegen der herabstürzenden Schlag-
 lawinen **), so außerordentlich gefährlich sind.
 Und es vergeht auch nicht leicht ein Winter,
 daß nicht Menschen oder Thiere hier auf solche
 Weise verunglücken. Auch ist der Weg das
 ganze Jahr hindurch wegen herabrollender
 Steintrümmer, zumal bei Regenwetter, ge-
 fährlich. Wir zählten mehr als sechs Kreuze,
 mit Inschriften versehen, welche die Namen
 der auf dieser kurzen Strecke Erschlagenen an-
 zeigten.

Je weiter man hinaufkömmt, desto enger
 und gräßlicher wird die Kluft, in der die Reuß
 schäumend herabtobt. Zuletzt ist an der schrof-
 fen Felswand nicht mehr Raum genug für die
 schmale Straße, so daß diese nun, auf Gewöl-
 bern ruhend, neben dem scheußlichen Abgrunde
 hängt, über welchen hier die berühmte Teu-
 felsbrücke in einem kühnen, 70 Fuß über dem
 Abgrunde schwebenden Bogen hinüber führt,
 gerade an der Stelle, wo die Felsen von bei-

*) S. Schillers Wilhelm Tell.

**) S. den ersten Theil dieser Reise, S. 172.

den Seiten so nahe zusammenstoßen, daß jeglicher Ausgang hier versagt zu seyn scheint. Aus dem Bauche der Felsen stürzt die Reuß herab, verborgen hinter einer Staubwolke, die von ihrem in dem mächtigen Sturze an den Felstrümmern ihres Bettes zerschellenden Gewässer unaufhörlich aufsteigt, und die Brücke immerfort neht. Das ist

— Die Brücke, welche stäubet *).

Die Enge der Gebirgskluft; das Toben des in den Abgrund stürzenden Stromes; die sich immer mit großer Gewalt und Schnelligkeit erhebenden Wasservolken; das furchtbare Ansehn der überhängenden Felsenwände; die kühngewölbte Brücke selbst; die schauderhafte Tiefe, in welche das scheue Auge kaum hinab zu blicken sich getraut: alles dieß zusammen genommen, macht, daß der Eindruck davon auf das Gemüth unbeschreiblich und wirklich einzig in seiner Art ist, zumal wenn die Schatten des Abends die ganze Szene bedecken, wodurch das Grauensvolle derselben allerdings noch sehr vermehrt wird; da hingegen bei der Morgenbeleuchtung, wenn die Strahlen der Sonne gerade in die aufsteigende Wasservolke fallen,

*) Schillers Wilh. Tell. S. unser Titelfupfer.

durch die bunten Farben des herrlichsten Regenbogens und das bewegliche Spiel derselben sich ein magischer oder feenartiger Zauber über die Szene verbreitet, der die Schrecken der Umgebungen mildert oder vergessen macht, die Seele mit Heiterkeit erfüllt und in Entzücken versetzt.

Wenn man über die Teufelsbrücke hinüber ist, so steigt man ziemlich steil in die Höhe bis nach einigen hundert Schritten ein hervorragender Felsen die schauerhafte, fahle, finstere Bildniß gänzlich verschließt. Nur die Neuf hat sich zwischen den hohen Felsen einen engen Durchpaß hindurch gebrochen, und stürzt von da in ununterbrochenen Fällen hinab gegen die Teufelsbrücke. Noch im Anfange des letzten Jahrhunderts gab es keinen Ausweg aus dieser entseßlichen Felsenkluft, als über eine hölzerne Brücke, die in von dem Felsen herabhängenden Ketten über dem gräßlichen Abgrunde schwebte, durch welchen die Neuf hinabstürzt. Seit dem Jahr 1707 erst ist ein anderer Ausweg eröffnet und durch den Felsen selbst der dunkle Stollen hindurch getrieben worden, der durch den Namen des Urner Lochs bezeichnet ist. Ein gewisser Moretini, aus der italienischen Schweiz, sprengte durch den harten Gneißfelsen diesen

gewölbten Gang, dessen Länge an 200 Fuß beträgt, bei einer Breite von 12 und einer Höhe von 15 Fuß. Zwei beladene Saumthiere, die sich in dem Gange begegnen, mögen kaum neben einander vorbeigehen. In der Mitte des Stollens fällt durch eine kleine Seitenöffnung ein schwaches Licht, das die nächtliche Finsterniß in schwache Dämmerung verwandelt. Das durch die Zerflüftungen des Gebirges unaufhörlich herabtröpfelnde Wasser unterhält die Feuchtigkeit der Luft, die in der Gruft herrscht.

Nichts ist überraschender, als der Austritt aus diesem dunkeln Gange in das Urfernthal. „Ich glaube kaum,“ sagt ein berühmter Reisebeschreiber *) sehr wahr, „daß es auf der ganzen übrigen Erde eine andere Gegend gebe, wo so viele und auffallende Gegensätze natürlicher Erscheinungen durch einen so kleinen Raum von einander getrennt werden, als durch das Urnerloch. Anstatt daß man vorher zwischen engen und himmelhohen Felswänden eingepreßt war, blickt man beim Ausgange aus dem Urnerloch in ein offnes, heiteres Thal, das mit schönen Dörfern und Kirchen geschmückt ist, und den Wanderer auf eine angenehme Art

*) Meiners Briefe über die Schweiz, II., S. 139.

abnden läßt, daß er jetzt wieder unter glückliche Menschen komme. Anstatt daß man vorher nichts, als kahle Felsen und bemooste Felsstrümmern sah, weidet sich das Auge jetzt an dem erquickenden Grün fruchtbarer Wiesen und Alpen, deren Eindruck durch den glänzenden St. Annen-Gletscher und durch die allenthalben herüberschauenden Spitzen von Schneebergen noch verstärkt wird. Anstatt endlich, daß das Ohr noch vor wenigen Augenblicken, durch die zerstäubenden Fluthen der Neuf betäubt wurde, nimmt man mit Erstaunen wahr, daß sie in einem ebenen, von Felsstücken ganz reinen Bett ruhig, und fast ohne alles Geräusch fortfließt. Selbst der kleine Wald, der hinter dem Dorfe An der Matt an dem Abhange des Berges steht, und als eine Schutzwehr gegen die herabrollenden Lawinen als hochheilig geschont wird, trägt nicht wenig zur Verschönerung des neuen Schauplatzes bei, da man fast eine Stunde vor dem Urnerloche weder Bäume noch Gesträuche gesehen hat.“

Es war ungefähr 8 Uhr, als wir in dem Dorfe An der Matt anlangten, wo wir in dem Wirthshause des Thalammanns Meyer einkehrten und unsere heutige achtstündige Tagesreise beschlossen. Auf dem kurzen Wege vom

Urnerloche bis An der Matt war die scharfe, schneidende Luft, die uns hier anhauchte, nicht wenig auffallend, und um desto mehr, da wir früher unter der drückenden Hitze des Tages oft schwer geseufzt hatten. Jetzt ergriff uns eine so empfindliche Kälte, daß wir fast zähneklappernd in das Wirthshaus eintraten. Zu unserer Verwunderung, aber auch, unter den gegenwärtigen Umständen, zu großer Freude, fanden wir einen geheizten Ofen im Zimmer, der uns sehr wohl behagte und uns die gehabte unangenehme Empfindung bald vergessen machte. Wir vernahmen, daß hier in Urfern der Ofen Jahr aus Jahr ein geheizt werden müsse. Morgens früh und Abends nach Sonnenuntergang herrsche immer, auch in den heissesten Sommermonaten, eine so empfindliche Kälte, daß man es schlechterdings nicht aushalten könnte, wenn man nicht einheizte. Auf unsere Bemerkung, daß bei dem Mangel alles Holzes weit und breit umher, dieß doch eine sehr kostspielige Sache seyn müsse, wurde erwiedert, daß die Feuerung im ganzen Urfernthale das kostbarste Bedürfniß einer Haushaltung sei. Alles Holz, was man nöthig habe, müsse aus den Waldungen bei Basen heraufgebracht werden, welches im Winter auf Schlitten, im Sommer

auf Saumrossen geschehe, das meiste werde aber von armen Leuten auf dem Rücken heraufgetragen, die fast einzig davon lebten. In dem einzigen Wäldchen im Ursernthale, oberhalb des Dorfes, dürfe auch nicht ein Baum niedergeschnitten werden, weil dieser Wald der einzige Schutz des Dorfes gegen die Schneelaninen sei. Die armen Leute, welche das theure Holz nicht kaufen könnten, müßten sich mit Heidekraut, hier Breusch genannt, und Alpenrosengesträuch behelfen. —

Bis zum Nachessen hatten wir wieder alle Hände voll zu thun, um unsere heute eingesammelten, naturhistorischen Schätze zu besorgen und zu verwahren, woran wir eine reiche Ausbeute gemacht hatten. Unter den Speisen, die uns aufgetragen wurden, war meinen Gefährten ein Gericht etwas ganz neues: geräucher-tes und gebratenes Murmelthier-Fleisch.

Das Murmelthier ist bekanntlich ein eigentliches Alpenthier. Im Ursernthale giebt es zwar noch keine; aber auf den umherliegenden Bergen, besonders auf der Südseite des Gott-hards kommen sie sehr häufig vor. Diese Thiere wohnen in unterirdischen Höhlen, in welchen sie familienweise bei einander den Winter im Schlafe zubringen. Man sucht diese Höhlen

im Sommer auf, bezeichnet sie mit Stangen, die man daneben einsteckt, um sie im Winter, wenn tiefer Schnee sie bedeckt, wieder finden zu können. Dann, wenn man glaubt, daß die Thiere fest eingeschlafen sind, geht man hin, gräbt die Höhlen auf und trägt die schlafenden Thiere nach Hause. Die Alpenbewohner machen einen großen Leckerbissen aus dem geräucherten oder gebratenen Murmelthier-Fleische; uns wollte es seiner widrigen Süßigkeit wegen nicht sonderlich behagen.

Während der Mahlzeit unterhielt uns unser Wirth viel von den letzten Kriegsbegebenheiten, die in diesen Gegenden sich ereignet hatten. Im Sommer 1799 war der Gotthard, das Urserenthal und überhaupt der ganze Canton Uri vom Frühling bis in den Herbst der Schauplaß blutiger Kriegsszenen zwischen den Franzosen, Oestreichern und Russen, wobei diese armen Gegenden natürlich um desto mehr leiden mußten, da sie abwechselnd, je nachdem das Kriegsglück änderte, bald von dieser, bald von jener Macht, geplagt und gemißhandelt wurden. Das Dorf An der Matt wurde zweimal ausgeplündert, verlor fast alles Vieh und 62 Sennhütten auf der Oberalp. Die Oesterreichischen Soldaten hieben in dem seit Jahrhunderten heilig

gehaltenen Tannenwäldchen so viele Bäume nieder, daß dadurch in den folgenden Wintern das Dorf mehrmals in Gefahr gerieth, von den Schneelawinen zerstört zu werden. Die Russen, die unter Suwarow hier anlangten, waren dergestalt ausgehungert, daß sie sogar Seife verzehrten und ausgetrocknete Thierhäute kochten und fraßen. Die Franzosen, welche von den Russen fortgejagt wurden, hatten das Urnerloch zum Theil durch Sprengen des Felsen verstopft, und die Bogen der Teufelsbrücke zerstört. Die Russen räumten das Urnerloch und stellten die Brücke durch Balken, die sie mit Offiziersschärpen zusammen banden, wieder her. Aber viele hundert Franzosen und Russen stürzten hinab in die Abgründe der Aeuß. Nachdem endlich die Franzosen hier verjagt waren, hört in der folgenden Nacht ein an der Teufelsbrücke auf der Wacht stehender Kosak ein klägliches Wimmern aus der Tiefe des Aeußschlundes. Mit großer Lebensgefahr klettert er hinab und findet einen jungen französischen Offizier, der so zerschellt ist, daß er sich auf keinen Bein erhalten kann. Vermittelt seines Wehrgehens befestigt der Kosak den Unglücklichen auf seinem Rücken und klettert wieder hinauf. Da er schon weit oben ist, rollt ein Stein unter

seinen Füßen hinweg, und er stürzt mit seiner Bürde wieder hinab in die Tiefe, wobei er sich eine lange Wunde in den Schenkel schließt. Nach unsäglicher Mühe gelangt er endlich oben am Rande des Abgrundes an. Der wachthabende Offizier sorgt nun für den verwundeten Franzosen, der bald völlig geheilt wurde und diese Geschichte hernach öfters mit inniger Nührung erzählte.

Eine ähnliche Hülfe war im Winter zuvor einem andern Franzosen von einem jungen Bur-schen aus Am Steg widerfahren, in dem er, nach seiner gegen denselben kurz vorher ausgeübten Mißhandlung, wohl schwerlich einen Freund und Retter würde erwartet haben. Ein Commando Franzosen zog bei schrecklichem Wind und Schneegestöber über den Gotthard. Da es an Leuten fehlte, die Lebensmittel zu tragen, so zwang einer der Offiziere diesen jungen Bur-schen in Am Steg zu diesem Dienst mit Dro-hungen und unbarmherzigen Stößen. Bei Ander Matt war der Urner etwas hinter dem Zuge zurückgeblieben, da er aber hinter Hospital den Gotthard hinaufkommt, findet er einen Men-schen vor Müdigkeit hingesunken, halb erstarrt am Wege schlafend. Es war derselbe Offizier, der ihn zu Am Steg so gemißhandelt hatte. —

Aber eingedenk der himmlischen Lehre: „Thut wohl denen, die Euch beleidigen,“ — nimmt er den Erstarren auf seinen Rücken, und trägt ihn den Gotthard hinauf zu seinen Soldaten, und nachdem er ihn auf diese Art vom Tode errettet hat, sagt er lächelnd zu ihm: „Gelt, du stößest mich nun nicht mehr? —“

4.

Urfernthal. Reise über die Furka und Grimsel.

Da die St. Gotthardsgebirge und dessen benachbarten Thäler und Berge in mineralogischer Hinsicht die größten Merkwürdigkeiten, so wie den größten Reichthum an schönen und seltenen Fossilien darbieten, und hierin unstreitig vor allen Gegenden des Schweizerischen Alpengebirges den Vorzug haben, so war es uns sehr erwünscht hier in An der Matt, bevor wir unsere Reise weiter fortsetzten, bei einem Herrn Mager eine sehr vollständige Sammlung der Mineralien dieser Gegenden in Augenschein nehmen, und auch einiges davon für unsere kleinen Sammlungen um billigen Preis einkaufen

zu können. Außer mehrere neu entdeckten und noch nicht gehörig bestimmten Fossilien sahen wir hier :

1. Edle und gemeine Granate, von mancherlei Abänderungen in Farbe und Kristallisation.

2. Staurolith, auch verschiedentlich kristallisirt.

3. Korund, schöne Kristalle von rosenrother und violetter Farbe; sehr selten und kostbar.

4. Turmaline, von brauner und schwarzer Farbe in nadelformigen Kristallen. Die seltensten und theuersten von apfelgrüner Farbe in Dolomit von Campo-Longo. Wir sahen Stücke, die zwei, drei und mehrere Louisd'or kosten sollten.

5. Gemeiner Schörl.

6. Pistazit.

7. Bergkristalle, von allerlei Abänderungen in Größe, Farbe und Kristallisation, und mit mancherlei andern darin eingeschlossenen Fossilien. Unter den letztern wurden besonders die mit Rutil- oder Titan-Nadeln sehr hoch geschätzt. Ein Stück mit einem darin eingeschlossenen Wassertropfen, dessen Bewegungen sehr deutlich zu sehen waren, wurde als beson-

besondere, gar nicht verkäufliche, Seltenheit, vorgewiesen.

8. Prehnit, von hell- apfelgrüner Farbe, eine noch neue Entdeckung.

9. Zeolith, auf Bergkristall und Adular.

10. Adular, in mancherlei Abänderungen der Größe und Kristallisation.

11. Gemeiner Feldspath, eben so.

12. Glimmer, von mancherlei Farbe, derb und kristallisirt.

13. Topfstein.

14. Chlorit, verschiedener Art. Der blättrige in kugelig- zusammengehäuften Tafeln.

15. Hornblende, in schönen büschelförmig auseinander laufenden Strahlen im Glimmerschiefer.

16. Talk, von apfelgrüner Farbe.

17. Asbest, von verschiedenen Arten.

18. Strahlstein,

19. Tremolith, beide von allen Arten.

20. Cyanit, derb und kristallisirt.

21. Kalkspath, von mancherlei Abänderungen der Kristallisation.

22. Dolomit.

23. Nautenspath oder Bitterspath.

25. Apatit, oder phosphorsaurer Kalk, in herrlichen wasserhellen Kristallen.

25. Spargelstein, selten, im Talf und Bitterspath.

26. Flußspath, von rosenrother Farbe, in Octaedern.

27. Gyps, dichter und blättriger, aus dem Val Canaria.

28. Schwefelkies, verschiedentlich krystallisirt, meistens braun angelaufen.

29. Magnet-Eisenstein.

30. Eisenglanz, schöne sechsseitige Tafeln oft mit aufgewachsenem Rutil-Krystall.

31. Braun-Eisenstein.

32. Spath-Eisenstein.

33. Wolfram.

34. Octaedrit.

35. Rutil.

36. Sphen, verschiedentlich krystallisirt und gefärbt.

Diese Mannigfaltigkeit und Menge schöner und seltener mineralischer Produkte, die hier in einem verhältnißmäßig kleinen Umfange vorkommen, setzte meine jungen Gefährten in großes Erstaunen, und die Sammler solcher Gegenstände freuten sich schon im Geiste darauf, wie sie nun von allem auf ihrer weitem Reise recht viel einsammeln und auflesen würden, in der Meinung, daß es mit dem Minera-

lien-Sammeln hier nicht minder leicht seyn müsse, als mit den Pflanzen-Sammeln. Jedoch diese Hoffnung wurde sehr herabgestimmt, als man ihnen bemerkte, daß diese mannigfaltigen Schätze des Mineralreichs hier eben so wenig, wie anderswo, dicht am Wege gefunden werden, sondern daß sie mit großer Mühe, in sehr verschiedenen Gegenden und an sehr abgelegenen und verborgenen Orten oft mit vieler Gefahr aufgesucht werden müssen; daß man oft genöthiget sey, um eines einzigen Fossils willen 3, 4, 6 bis 8 Stunden lang an den steilsten Felsen hinan zu klettern, und nach langem Suchen manchmal dennoch unverrichteter Sachen wieder zurück zu kehren, weil man die einzelne Stelle nicht finden konnte, wo das Fossil vorkommt; und wenn man auch so glücklich gewesen, die Stelle zu finden, nun wieder halbe und ganze Tage lang gegraben, gesprengt und auf andere Weise gearbeitet werden müsse, bis man das im Innern der Felsen verborgene Fossil herausbringen könne. Demnach wurde es meinen jungen Mineralogen ganz klar, daß ein Aufenthalt von einigen Monaten dazu erfordert werden dürfe, wenn man eine nur einigermaßen vollständige Sammlung der Gotthard'schen Fossilien sich selbst zusammen

suchen wollte, die denn auch in Hinsicht der darauf verwandten Zeit und Unkosten für Arbeits- und Trägerlohn ohne Zweifel ungleich höher zu stehen kommen müsse, als eine von Hrn. Nager oder andern Mineralienhändlern in An der Matt, Hospital oder Airolo angekaufte. Sie begriffen nun auch, warum einige Mineralien viel theurer seyn müssen, als andere, theils wegen ihres seltenen Vorkommens, theils wegen des mühsamen und gefährlichen Zugangs zu ihren Fundörtern.

Nachdem wir einige kleine, leicht fortzubringende Stücke für unsere Sammlungen erhandelt hatten, verließen wir Hrn. Nager und traten nun unsere Reise durch das Ursernthal an, die abermals von dem schönsten Wetter begünstiget wurde.

Es ist dieses Thal in mehr als Einer Hinsicht eines der merkwürdigsten Thäler in der ganzen Ausdehnung der Schweizerischen Alpen. Schon wegen seiner hohen Lage, als bewohntes Thal, ist es merkwürdig, denn sein niedrigster Theil bei An der Matt liegt schon 4356 Fuß über das Meer, von wo es sich gegen Westen und Osten bedeutend erhöht, so daß z. B. das Dorf Hospital (eine halbe Stunde von An der Matt) 4542 Fuß und Realp 5000 Fuß hoch

liegen. Diese hohe Lage bringt es mit sich, daß in diesem Thale eine ungemein scharfe und frische, dabei aber zugleich sehr reine und gesunde Luft herrscht, daß es hier eigentlich keinen Frühling und Herbst giebt, indem auf den achtmonatlichen, gewöhnlich sehr schneereichen Winter unmittelbar der kurze Sommer folgt. Der Boden des Thals scheint aus einer fetten Erde zu bestehen, wie der üppige Grasswuchs zu erkennen giebt, den man überall bemerkt; auch wird er fast blos zu Wiesen benutzt, die jedoch wegen des kurzen Sommers jährlich nur Eine Heuerndte geben, die aber für das zahlreiche Vieh, das im Sommer auf den trefflichen Alpen umher weidet, nicht hinlängliches Winterfutter liefert, indem eine große Menge des gemachten Heues für die vielen hier durchziehenden Pferde der Reisenden und der Säumer verbraucht wird. Es wird daher eine Menge Vieh im Winter außerhalb durchgefüttert. Der größte Theil der Einwohner des Urfernthals besteht aus Sennen, die den Sommer mit ihrem eignen und gemietheten Vieh auf den Alpen zubringen. Außerdem beschäftigen sich viele mit dem Säumen, mit dem Handel und allerlei Gewerben, und es herrscht im Ganzen viel Wohlstand unter ihnen. Das Volk,

welches das Ursernthal bewohnt, ist übrigens noch von deutschem Stamme und spricht auch deutsch. Die Scheidungslinie der deutschen und italienischen Sprache ist erst auf der Höhe des Gotthardpasses. Das Thal ist theils von Oberwallis her über die Furka, theils aber und vorzüglich von Graubünden her über Oberalp bevölkert worden. Lange Zeit herrschte hier die rhätische Sprache, und die Abtei Dissentis im Tavetscherthale war im Besiz des Gotthards und der dortigen Alpen. Später erst, nachdem vermittelt einer in Ketten hängenden Brücke über dem Schlunde, durch welchen die Reuß ihren Ausweg aus dem Ursernthale nimmt, eine Verbindung mit Uri eröffnet, und der Paß über den Gotthard immer mehr betreten wurde, kamen die Einwohner von Ursern auch immer mehr in Berührung mit den deutschen Schweizern, und allmählig bekam unter ihnen die deutsche Sprache die Oberhand. Sie blieben aber noch lange der Abten Dissentis dienstpflichtig; im Jahr 1410 errichteten sie mit Uri ein ewiges Landrecht, worin sie Uri als Oberherrschaft erkannten, mit Vorbehalt der Rechte und Dienste, welche die Abten Dissentis von ihnen forderte, von welchen sie sich erst im Jahr 1649 ganz löskauften. Da durch die Revolution im

Jahr 1798 alles Unterthanen - Wesen in der Schweiz aufgehoben wurde, erhielten auch die Thallente von Ursern gleiche Rechte mit den übrigen Urnern und wurden ganz mit dem Canton Uri verschmolzen.

Der Weg von An der Matt führte uns immer über schöne Wiesen nach dem nächsten Dorfe Hospital. Hier öffnet sich zur linken Seite das enge Thal, durch welches die Reuß von der Höhe des Gotthards herabkömmt, und die mit Felsstücken gepflasterte Straße meistens steil hinanführt. Unterhalb Hospital vereinigt sich die von der Furka herab kommende kleinere Reuß mit der größern, die vom Gotthard herabströmt. Auf einem Hügel oberhalb des Dorfs stehen die Trümmern der vormaligen Stammburg der Freiherren von Hospental, die vor Zeiten mächtig waren, und bisweilen die Reichsvogtei über Ursern verwalteten. Das Geschlecht ist erloschen, und von ihrer Burg ist nichts übrig, als ein zerfallener Thurm.

Hinter Hospital verweilten wir einige Augenblicke bei einem Steinbruche an der sogenannten Weilerstaude. Der Stein, den man hier eigentlich sucht, ist Topfstein, der zu Stubenöfen verarbeitet wird; er läßt sich sehr leicht schneiden und zurichten, und wird

nach und nach, besonders im Feuer, immer fester und stärker. Dieser Topfstein enthält sehr oft Adern von schönem grünem Talk, von Rautenspath, und hin und wieder octaedrische Krystalle von Magnet-Eisenstein, auch Wolfram und Spargelstein eingesprengt.

Von hier erreichten wir nach einer halben Stunde das Dörfchen zum Dorf, wo von beiden Seiten ein Bach vom Gebirge herab stürzt, um sich unten mit der Neus zu vereinigen. Hier zeigen sich deutlicher mehrere Felsen- und Schneehörner, die zu beiden Seiten das Thal umkränzen. Unter diesen zeichnen sich aus: rechts der Muz- und Spitzberg, links die Hühnerack, weiter hin das Mutthorn, u. s. w. Ueber den grünen Weiden zur Rechten erblickt man in der Höhe den Mattengletscher. Zwischen dem sogenannten Klein- und Großstock öffnet sich ein Schlund, das Käserthal genannt, in welchem manche merkwürdige Mineralien vorkommen.

Nealp ist das letzte Dorf in Ursern, das zwischen fruchtbaren Wiesen und Alpen unmittelbar am Fuße der Furka liegt. Es ist hier ein Kapuziner-Hospitium, in welchem wir recht gastfreundlich aufgenommen, und mit Wein, Brod und herrlichem Ursern-Käse bewirthet

wurden. Auch sahen wir hier eine Sammlung der Gotthardischen Fossilien, in ausnehmend schönen, aber auch sehr theuern Stücken. Leider durften wir uns, des langen Weges halber, den wir noch vor uns hatten, nicht lange aufhalten, um alle diese schönen Sachen recht genau betrachten zu können. Wir mußten uns mit einem flüchtigen Ueberblick begnügen.

Von Realp an beginnt nun der Weg sehr einförmig zu werden. Das Dorf liegt selbst schon sehr hoch, doch gedeihen dort noch allerlei Gartengewächse, Kartoffeln, auch Sommergerste. Von Bäumen sieht man aber nichts mehr, als längs der Aeuß einige niedrige Weiden, deren Stämme kaum einige Zoll dick werden. An der Schattenseite des Thals wächst an den Gebirgshalden wohl hie und da noch einiges niedriges Gesträuch, aber gegenüber ist alles kahl. Von jenem Gesträuch darf niemand zur nöthigen Feuerung etwas nehmen, als allein die Kapuziner. Alle übrige Einwohner von Realp müssen sich mit Heide und Alprosen gestripp behelfen, das sie an den Gebirgen weit umher mühsam zusammensuchen, denn sie sind zu arm, um das kostbare Holz von Basen herauf zu holen, wie die wohlhabendern Leute in An der Matt und Hospital thun.

Bei Realp steigt auf der Sonnseite zwischen dem Bielerhorn und dem hohen Galenstock, der Bielergletscher und Laingletscher hernieder, gegenüber liegt der Weißwassergletscher zwischen dem Muthorn und der Fibia. Keiner von diesen Gletschern reicht aber bis in das Thal herab, durch welches der Paß über die Furka führt, von welchem zu beiden Seiten schöne, kräuterreiche Alpen sich bis zu der Region des Eises hinaufziehen. Diese Alpen, so wie überhaupt die höhern Alpen des Gotthardgebirges haben viele eigenthümliche Kräuter, die man auf den übrigen Alpen der nördlichen Schweiz vermißt; diese und andere die auf andern Alpen wenigstens nicht mehr in solcher Höhe, wie hier, vorkommen, sollen, wie man behauptet, schon eine italienische Würzung haben, der man den eigenthümlichen Geschmack der Ursern-Käse zuschreiben will, wodurch sich diese von allen andern Schweizer-Käsen auffallend unterscheiden. Es mag aber zu diesem Unterschiede auch wohl die abweichende Bereitungsart dieser Käse vieles beitragen. So viel ist gewiß, daß die Ursern-Käse zu den besten gehören, die auf den Schweizerischen Alpen verfertiget werden. Sie sind aber auch gewöhnlich um vieles theurer,

als die besten Käse des Berner-Oberlandes, des Emmenthals u. a. Sie halten sich indessen nicht so lange, als andere weiche Käse, und verderben gewöhnlich durch Schimmel, der sich, weil sie nicht stark gepreßt werden und daher sehr porös bleiben, leicht in ihrem Innern erzeugt. Uebrigens unterscheiden sich die Ursern-Käse auch noch durch ihre Form von allen andern Schweizer-Käsen; sie werden nämlich in eine 16 Zoll hohe Färbe *) gefaßt, und erhalten hierdurch einen größern Durchmesser in der Höhe als in der Breite.

Nach drei Stunden mühsamen Ansteigens hatten wir uns endlich bis auf den höchsten Punkt des Furkagrats, der Ursern von Oberwallis scheidet, das heißt bis zu 7795 Fuß absoluter Höhe erhoben; nachdem wir zuletzt noch über lange Schneeflächen hatten wandern müssen. Aus tiefem Einschnitt zieht sich der Grat zu beiden Seiten steil hinauf zu den beiden Hörnern der Furka, wovon das zur Rechten dem Galenstock, das zur Linken dem Mutthorn als Theile ihrer Fußgestelle angehören. Blickt man von dem Grat zurück, so dehnt sich das Urserenthal zu unsern Füßen hin bis an den Grat der

*) S. den ersten Theil dieser Reise, S. 181.

Oberalp, der Urfern von Bündten trennt, und wenn wir nicht bestimmt gewußt hätten, daß wir von An der Matt bis auf diesen Punkt bei sechs Stunden gebraucht hatten, würden wir darauf gewettet haben, daß wir von hier nach An der Matt kaum zwei Stunden nöthig hätten. Also kann man sich hier in Bestimmung der Entfernung täuschen.

Auf der andern Seite gegen Wallis ist der Blick nicht minder anziehend. Hier zeigt sich auf einmal die ungeheure Masse des Rhonegletschers, der zwischen der Furka und den Felsenwänden der Grimsel bis in das tiefe Thal, im Gletsch genannt, herabstarrt. Aus der Schlucht zwischen dem Galenstock und dem gegenüberstehenden Nägelisgrätli dringt dieser Gletscher hervor, senkt sich zuerst über einen sanften Abhang, weiter unten aber über steilen Felsenabsätzen auf die mannigfaltigste Weise zerklüftet und zerrissen in das Thal hinab, wo sein Ende einen breiten flachabgerundeten Hügel darstellt, aus welchen an verschiedenen Stellen weißgraue Bäche sich herausschlängeln, die sich bald vereinen und so einen der berühmtesten Ströme Europas den Rhodanus bilden.

Das Verlangen, diesen prächtigen Gletscher, der unstreitig einer der größten und schön-

sten in der ganzen Ausdehnung unserer Alpen-
 fette ist, ganz in der Nähe zu sehen, beflügelte
 unsere Schritte so sehr, daß wir den Weg über
 die ziemlich steilen Alpen hinab in weniger als
 einer Stunde Zeit zurücklegten. Als wir nun
 aber unten, dicht vor dem Auslauf des Glet-
 schers auf seiner nächsten Gandecke standen,
 mußten wir alle eingestehen, daß der Anblick
 von oben her, der uns eine ungleich ausge-
 dehntere und umfassendere Uebersicht der unge-
 heuern Eismasse gewährt hatte, derselben bei
 weitem vortheilhafter gewesen, als hier unten,
 wo wir, nach welcher Seite wir uns auch wen-
 den mochten, immer nur einen kleinen Theil
 übersehen konnten. Darum fanden wir es
 auch gerathen, uns nicht lange in dieser Nähe
 aufzuhalten, sondern dafür lieber zu eilen, um
 uns den Total-Ueberblick bald auf der gegenüber-
 liegenden Mayenwand wieder zu verschaffen.

Gleichwohl konnten wir nicht umhin der
 mancherlei schönen und seltenen Pflanzen we-
 gen, die in der Nähe dieses Gletschers zu bei-
 den Seiten an den Berghalden wachsen, uns
 noch ein wenig länger zu verweilen, und wir
 waren auch so glücklich unsere Mühe im Nach-
 suchen reichlich belohnt zu finden. Die einzige
Achillea Helvetica aber, die einst unsers gros-

sen Hallers eifriger Pflanzensucher, Abraham Thomas, hier gefunden hatte, die seitdem 50 Jahre lang immer vergeblich gesucht, und endlich, durch den Sohn eben dieses Thomas an dieser Stelle wieder entdeckt worden war, blieb unsern Augen verborgen.

Unweit der Brücke oder vielmehr des Steges, der uns über die, hier schon in einem tiefen Felsenbett fließende Rhone nach dem Fuß der Mayenwand hinüber führen sollte, machten wir noch einen kleinen Halt bei der armseligen Hütte eines Genticanenbrenners, wo wir einige Walliserleute versammelt fanden, die auf Felsenstücken umher sitzend, sich von diesem Manne mit seinem köstlichen Getränk bedienen ließen. Wanderer, die von verschiedenen Seiten her, einander ganz fremd, in einer Einöde, wie diese ist, zusammentreffen, sind im Augenblick mit einander bekannt, und gewissermaßen befreundet. Denn jeglicher freut sich, da Wesen seiner Art zu finden, wo fast jede Spur des Lebens verschwunden zu seyn scheint. Auch wir wurden von den treuherzigen Wallisern freundlich begrüßt, und ihr alter Mundschenk eilte sogleich in seine finstere Hütte, die mehr der Höhle eines wilden Thieres, als einer Menschenwohnung glich, um auch für uns von sei-

nem Getränk herbei zu holen; alles Protestiren war vergebens, wir mußten davon versuchen. Doch nahm er es uns keinesweges übel, da die herben Grimassen, womit das augenblickliche Ausspeien des einzigen Tropfen, den Einige von uns auf ihre Zunge gebracht hatten, begleitet war, ihm deutlich genug zu verstehen gaben, daß wir seinen Trank ganz und gar nicht nach unserm Geschmack fanden. Wirklich giebt es wohl nicht leicht ein übelriechenderes und übel-schmeckenderes Getränk, als dieses Gentianenwasser uns vorkam. Und gleichwohl trinken es die Landleute und besonders die Bergbewohner zur Lust und aus Wohlgeschmack eben so häufig, wie sie es als eine Art von Universalmittel gegen mancherlei Krankheitsübel bei Menschen und Vieh anwenden. Es wird dieses Wasser hier am Rhonegletscher vornehmlich aus den Wurzeln der daselbst häufig wachsenden größern Arten von Gentianen (*G. purpurea* und *punctata*) gebrannt. An andern Orten nimmt man die Wurzeln der großen gelben Gentiane (*G. lutea*) dazu. Diese Pflanzen haben außerordentlich lange und dicke Wurzeln von äußerst bitterm Geschmack. 15 Centner dieser Wurzeln geben ungefähr 20 — 30 Maas Wasser, das Maas wird von 18 — 25 Baten verkauft. —

Die Hütte des Gentianenbrenners am Rhonegletscher ist der einzige Erquickungsort der Walliser, den sie auf dem achtsündigen Wege von Obergesteln und Oberwald in Wallis nach Realp in Ursern antreffen.

Der Tag neigte sich zu seinem Ende, und diese Bemerkung trieb uns mächtig an, unsere Schritte zu beschleunigen, wenn wir noch vor völligem Einbruch der Nacht unser Nachtquartier im Spital der Grimsel erreichen wollten. Also schieden wir von jenen Leuten und schritten über die Rhonebrücke.

Nicht ohne geheimen Kummer fiengen wir an, an der Mayenwand hinaufzuklettern; denn manche Reisebeschreiber haben den Weg über diesen östlichen Abhang des Grimselberges so sehr verschrieen, daß man sich fast nichts Gefährlicheres denken könnte. Um desto mehr nahm es uns Wunder, da wir nirgend Stellen antrafen, wo auch nur ein Paar Schritte lang Gefahr vorhanden gewesen wäre. Ueberall fanden wir einen ziemlich gut gebahnten Pfad, nirgend einen Abgrund zur Seite; allenthalben den ganzen Abhang mit Alprosengesträuch oder Bergdrosseln und Haidekraut bewachsen, so daß es überall leicht gewesen wäre, sich anzuhalten, wenn man etwa ausgegleitet oder gefallen wäre.

So

So kamen wir glücklich und schneller, als wir gedacht hatten auf die Höhe, wo der Blick auf den mächtigen Gletscher und in die Tiefe des wilden Thales uns für die gehabte Mühe herrlich belohnte. Auf einem breiten ungeheuern Felsblock sitzend, überließen wir uns dem Genuße dieses in der That einzigen Anblicks so lange, als die uns für heute noch kärglich zugedachten Augenblicke es erlaubten. Schon lag unten in der Tiefe alles in tiefem, dunkeln Schatten, nur die Gipfel der Berge, zumal die herrlich ausgezackten Zinnen, die den Gletscher oben befrängen, leuchteten noch in hellem Purpur- und Rosenlichte. Eine feierliche Stille herrschte, rings um uns her in der ganzen Natur, nur dann und wann unterbrochen durch das Krachen des langsam fortschreitenden Gletschers. — Es waren nur wenige Augenblicke, die wir hier verweilten, aber sie gehörten wahrlich zu den schönsten, genussreichsten unserer ganzen Reise.

Die Mayenwand, das heißt: eine mit Mayen (Blumen) bewachsene Bergseite, führt ihren Namen mit allem Rechte; denn nicht leicht sieht man irgendwo einen größern Reichthum und Schmuck von schönen Blumen, als hier, besonders auf dem obern Theile der

Mayenwand. Noch ungleich mehr muß dieses auffallen, wenn man von der Grimsel herüberkömmt, und nachdem man über eine halbe Stunde lang nichts als Schnee um sich herum gesehen hat, nun auf einmal sich von diesem bunten Blumenflor umgeben sieht! — Daß wir hier spät am Abend durchwanderten, bedauerte niemand mehr, als unsere jungen Schmetterlings-sammler; denn sie konnten aus dem Reichthum der Pflanzenwelt, die hier blühte, abnehmen, welche reiche Ausbeute an Schmetterlingen mancher Art zu machen seyn müsse, wenn man zu rechter Tageszeit und bei günstiger Witterung hier wäre.

Dieses erfreuliche Leben der Pflanzen- und Thierwelt gränzt hier unmittelbar an die Gefilde des Todes; mit Einem Schritt schreitet man von dem beblühten Teppich der Mayenwand hinüber auf das weiße Leichentuch, unter dem die Natur auf den höchsten Punkten der Grimsel begraben liegt. Nun folgt man dem durch die Fußtritte der Vorgänger bezeichneten Pfade über lange und selten unterbrochene Schneeflächen. Auf der Hauseck, wie diese Gegend genannt wird, zeigt sich links in einiger Tiefe das Todten-Seelein, das selten auf lange Zeit von seiner Eisdecke entblößt wird.

Zwischen dem umgebenden Gestein leert es sich hinunter nach der Rhone aus, während jenseits der Haussee das Wasser nach dem Grimsel-Seelein und aus diesem der Ar zufließt. Also befanden wir uns hier (6570 Fuß über dem Meer) abermals auf einer merkwürdigen Wasserscheide, von wo einerseits das Wasser nach dem Mittelländischen Meere, andererseits nach der Nord-See abfließt. Auf einer ähnlichen hatten wir schon auf der Furka gestanden. Bald kamen wir auf die eigentliche Grimselstraße, die durch von Entfernung zu Entfernung aufgerichtete Stangen bezeichnet ist, nach welchen der Wanderer bei frisch gefallenem Schnee, oder wenn durch Schneegestöber die Spuren der Saumthiere zugewehet sind, sich richten kann, um nicht rechts oder links zu versinken. Hin und wieder kam das Pflaster der Straße selbst zum Vorschein, wo stellenweise der Schnee hinweggeschmolzen war.

Mit großer Verwunderung fanden wir an solchen Stellen ein Insekt, das wir in dieser Region überhaupt nie erwartet hätten, nämlich den prächtigen, großen verrätherischen Schönfäfer, auch Puppenräuber genannt, (*Calosoma sycophanta*.) Dieser merkwürdige Käfer hält sich sonst im flachen Lande, in Wäldern und Gärten, und in manchen Ländern

sehr häufig auf, wo er gewöhnlich auf Obst- und andern Bäumen angetroffen wird, die er erklettert, um die auf denselben verborgenen schädlichen Raupen und Puppen aufzusuchen, weswegen also dieser Käfer sowohl für den Forstmann als für den Landwirth sehr nützlich wird. Wir trafen ihn hier oben auf der Grimsel an Stellen, die vom Schnee entblößt waren, emsig hin und her laufend. Wahrscheinlich sucht er hier die unter Steinen und Moos verborgenen Käfer auf oder erhascht sie, wenn sie sich hervor wagen. Wir fanden hernach auch unten in der Nähe des Spitals ihn selbst unter Steinen.

Als wir an die Stelle kamen, wo wir unten die beiden Seelein, das Spital, das endliche Ziel unseres heutigen langen und gewiß sehr mühsamen Marsches, nebst dem ganzen Harboden, in der grauen Dämmerung kaum noch erblicken konnten, da erscholl wie auf ein gegebenes Zeichen aus allen Kehlen ein lautes Jubelgeschrei, und nun giengs mit verdoppelten Schritten, ohne Aufenthalt, den sich vielfach windenden Steinweg hinunter, und in Kurzem traten wir ein in die menschenfreundliche Wohnung des Spittlers Jakob Leuthold, der uns mit liebevoller Treuherzigkeit

aufnahm , und sogleich mit allen seinen Lenten Anstalten traf , auf daß es uns bei ihm recht wohl seyn möchte.

6.

G r i m f e l.

Auf zwei so starke Tagreisen , wie unsere heutige und gestrige , war es wohl nicht unbillig , einen Rasttag folgen zu lassen ; worüber sich denn auch die ganze junge Reiseschaar , als ich es ihr beim Nachtessen eröffnete , höchlich erfreute ; einige vornehmlich deswegen , daß sie wieder einmal recht ausschlafen könnten , andere aber , weil sie diesen Rasttag auf mancherlei Weise nützlich für sich anzuwenden gedachten. Die während der ganzen Reise gesammelten , und zum Trocknen , gewöhnlich nur sehr in Eile , eingelegten Pflanzen bedurften einer Revision. Das feuchte Papier mußte getrocknet oder mit trockenem vertauscht werden. Die gesammelten Insekten , die gefangenen Schmetterlinge , die angekauften Mineralien , alles dieses mußte nachgesehen , besser versorgt und verwahrt werden. In den Tagebüchern gab es

auch allerlei nachzuholen, beizufügen, zu berichtigen. Kurz es war des Stoffs zu Arbeiten und Beschäftigungen so viel und mancherlei vorhanden, um damit einen ganzen Tag auszufüllen. Zudem bot die Gegend des Grimsel-Spitals selbst zu Bereicherung aller jener Sammlungen wohl noch manches Wünschenswerthe und Erwünschte dar. — Mir selbst war ein Mastag auf der Grimsel willkommen, weil ich ihn zu ähnlichen Beschäftigungen anzuwenden gedachte, und vornehmlich mehrere, schon früher hier gesammelte Notizen über diese Gegenden zu berichtigen und mit neuen zu vermehren hoffte, von welchen ich denn meinen lieben Lesern hier das Wichtigste mittheilen will.

Die Gegend, in welcher das Spital oder Hospitium liegt, ist ein schauerlich wildes Felsenthal, in dessen Hintergrunde die Ar aus den ungeheuren Eismassen des von ihr benannten Gletschers entspringt. Kein Baum und kein Gesträuch ist hier zu sehen, als an dem steilen Abhange des Brombergs einige wenige Arvenstämme. Zwischen den Felstrümmern, womit die südliche Gebirgskette wie besäet ist, wachsen indessen herrliche Alpenkräuter, die von zahlreichen Weisheerden begierig herausgenascht werden; des Thalgrundes Boden ist zum Theil

mit einem üppigen Graswuchse , zum Theil mit einer wenig nützlichen Moosdecke überzogen. Da wo sich der Thalboden von dem Ufer der Aar nach dem eigentlichen Grimselberge , über den die Saumstraße nach Wallis führt , erhebt , steht neben einem mit wenigem Gras bewachsenen Felsen , der Spital-Nollen genannt , das steinerne Haus , das dem Wanderer in dieser Wüste ein erfreuliches und willkommenes Obdach und Labfal darbietet. Hinter dem Hause erstrecken sich zwei kleine zusammenhängende Seen hin längs dem Fuß der Hauseck und der Sommerock , über welche sich ein langer Gebirgsrücken hoch emporhebt , der Nägeli-Grätlein heißt.

Das Gebäude des Hospitiums selbst hat ein sonderbares , originelles Ansehn. Es steht gerade über dem Bache , durch welchen das vordere Seelein seinen Ueberfluß der Aar zusendet. Es ist ganz von Stein gebaut und hat nur drei bis vier kleine , tief in der dicken Mauer liegende Fensterchen , durch welche das Licht des Tages nur sparsam in das Innere gelangen kann. Eine steinerne , ziemlich schmale Treppe führt von außen hinauf in ein angehängtes niedrigeres Gebäude , durch welches der einzige Eingang in das eigentliche Haus statt hat. Der

untere Raum dient allein zu Stallungen für die Saumrosse, für welche auch noch ein besonderes Nebengebäude vorhanden ist. Oben enthält das Haus, außer der Wohnung des Spittlers und seiner Hausgenossen, mehrere kleinere Zimmer zur Beherbergung der Reisenden, in welchen eine Gesellschaft, wie die unsrige, wenn sie sich behelfen gelernt hat, noch bequem genug untergebracht werden kann. Uns allen war in diesen, zwar engen, aber saubern und heimeligen Stübchen ausnehmend wohl. Nach einer, in ruhigem, wahrhaft erquickendem Schlaf hingebrachten Nacht, handthierten meine jungen Gefährten hier nach Herzens-Lust mit ihren eingesammelten Schätzen, wobei ihnen der ganze Vormittag auf die angenehmste Weise und auf das schnellste verstrich. Nachmittags wurden kleine Streifereien in die nächsten Umgebungen des Spitals gemacht, manch' interessantes Pflänzchen gefunden, mancher seltene Alpenschmetterling gefangen. Auch eine kleine Seefahrt hinüber nach der Commereck wurde unter Leitung zweier verständigen Knechte des Spittlers unternommen, um dort eine Kristallhöhle in Augenschein zu nehmen, in welcher damals ein Paar Leute aus Guttannen arbeiteten, und wirklich schon schöne und große Kri-

stalle ausgebeutet hatten. Und als wir Abends in unser heimeliges Stübchen zurückkehrten, so hatten wir wieder viel und mancherlei in unsere Reisebücher einzutragen, daß wir alle fanden, diesen Rasttag so nützlich und angenehm hingebracht zu haben, als wir es in einer Wildniß und Einöde, wie diese ist, wohl kaum hätten erwarten sollen.

Der ganze Grimselberg gehört bis an die Gränze von Wallis der Bernischen Landschaft Oberhasli, welche dem Spittler die um das Hospitium herumliegenden Alpweiden verpachtet. Man sieht in Hinsicht der Persönlichkeit des Spittlers bei dieser Verpachtung immer auf einen im ganzen Lande bekannten und geachteten, verständigen, rechtlichen, wackern Mann. Denn ihm wird nicht nur die Einziehung des Zolls der hier für die durchpassirenden Pferde und für einzuführendes Vieh aller Art entrichtet werden muß, anvertraut, sondern auch die Beherbergung der Reisenden aus allen Ständen und Nationen, und da hat man es gern, wenn ein solcher Mann mit jedermann auf eine liebevolle und verständige Weise umzugehen und sich in allen Fällen so zu benehmen weiß, daß er dem Lande Ehre und keine Schande macht.

Die Straße über die Grimsel wird sehr

stark von Wallisern und Italienern mit Saumrossen befahren, welche allerhand italienische Produkte, vornehmlich Wein und Reis bringen, und dagegen Käse, rohe Häute und andere Waaren holen. Dieser Verkehr geht sehr stark und fängt im Frühjahr an, so bald es des Schnee's wegen nur möglich ist über den Berg zu kommen, und dauert bis Anfang Novembers. Im Winter ist wegen der ungeheuren Menge des Schnee's, unter welchem dann hier alles tief begraben liegt, der Paß gänzlich verschlossen, und wer nicht unumgänglich muß, wagt sich nicht in die entsetzlichen Gefahren, die zu dieser Zeit allenthalben drohen. In der Gegend des Spitals liegt im Winter der Schnee so hoch, daß keine Spur von dem Hause zu sehen ist, und die zugefrorenen Seen sind tief unter der langen Schneehalde verborgen, die aus dem tiefsten Aarenboden bis zu Nägelisgrätlein und zur Hauseck in gerader Linie sich hinaufdehnt. Im Frühling, wenn der Föhn eintritt, oft schon im Februar, schmelzen diese ungeheuren Schneelasten in wenig Tagen zusammen, so daß die Straße wieder gangbar wird. Im März bezieht der Spittler sammt einigen seiner Knechte die einsame Wohnung wieder, zu der er sich oft erst einen Zu- und Eingang bahnet

muß. Aber fast drei Monate später, wenn der Schnee gänzlich oder doch größtentheils verschwunden ist, und die Vegetation aufs Neue hervorkeimt, werden diese Regionen wieder von weidenden Heerden belebt. Zuerst rücken die Schafe aus dem Thale herauf, später folgen die Ziegen, und zuletzt, oft erst im August die Kühe. Nicht immer ist die Anzahl des Viehes, das hier oben weidet, gleich, aber gewöhnlich besteht die ganze Heerde des Spittlers aus 200 Schafen, bei 140 Ziegen und Böcken, bei 20 Kühen und 10 — 12 Schweinen. Nichts war lustiger anzusehen, als wie am Abend zu bestimmter Stunde die Ziegen von allen Seiten her, mit ihren Glöckchen am Halse klingelnd und meckernd auf den Ruf der Geißbuben zum Hause herbeisprangen, um sich melken zu lassen, und Salz zu lecken. Jede Geiß hatte ihren eignen Namen, bei welchem der Bube sie herbei rufte. Die Namen Kaiser, Preuß, Bonapart, Stralhubel, Esel, Ruckfaß, u. s. w., contrastirten zum Theil so drollig mit den Figuren, die sie bezeichneten, oder klangen so possirlich, daß des hellen Gelächters meiner jungen Gefährten kein Ende war, so lange dieser Namensaufruf dauerte.

Wenn der Durchpaß am stärksten ist, gehen

wohl in einer Woche bei 200 Pferde hier vorbei. Gewöhnlich übernachten die Säumer hier und bezahlen ihre Zehrung. Aber außer diesen kommen täglich Reisende, die kein Geld haben oder wenigstens es bequemer finden hier nichts davon ausgeben zu dürfen, indem der Spittler verpflichtet ist, durchreisende Arme unentgeltlich mit einer Mahlzeit zu erquicken, und über Nacht zu beherbergen. Dafür hat er das Recht im Winter in der ganzen Schweiz von Haus zu Haus zu gehen und eine Steuer einzusammeln, wozu ein jeder mit Freuden beiträgt, zumal wer das mühselige Leben des braven Mannes auf der Grimsel kennt und weiß, daß die Erfüllung jener Liebespflicht sich jährlich auf eine beträchtliche Summe beläuft, wofür diese Steuer ihm einen Ersatz gewähren soll.

Im Frühling, wo noch tiefer Schnee liegt, und im Spätjahr, wo oft schon wieder frischer Schnee in ungeheurer Menge gefallen ist, hat der Spittler mit seinen Leuten nicht selten noch eine andere Pflicht der Menschenliebe zu erfüllen, nämlich sich einzelner Verirrter oder Verunglückter anzunehmen, ihnen zu Hülfe zu eilen und sie zu retten. Es geschieht zu diesen Zeiten nicht selten, daß ein solcher Wanderer den Weg verfehlt, in tiefe mit lockern Schnee

angefüllte Löcher geräth, wo er endlich, von Kälte und Ermüdung überwältiget, stecken bleibt, und unfehlbar umkommen muß, wenn ihm nicht Hülfe zu Theil wird. Am gefährlichsten ist es begreiflich bei dichten Nebeln oder Schneege-
stößen, wo der unglückliche Verirrte keinen Schritt weit vor sich sehen kann. Dann zieht der Spittler mit seinen Knechten aus, rufend und jolend, um dem Wanderer ein Zeichen zu geben, nach dem er sich richten könne; ein großer Hund leistet hiebei die wichtigsten Dienste, er spürt den Unglücklichen, der schon den rechten Pfad verloren hat und irgendwo versunken ist, unfehlbar aus, und führt seinen Herrn und Meister hin nach der Stelle, wo seine Hülfe nöthig ist. Auf diese Weise ist schon mancher Mensch gerettet worden, der sonst ganz gewiß verloren war.

Das Leben des Spittlers unter seiner Familie, seinen Knechten und Heerden erinnert an die Zeiten der alten Patriarchen, deren Hauptgeschäfte die Besorgung ihres Viehes war, neben welchen sie die Pflichten der Gastfreundschaft auf das gewissenhafteste ausübten. Wir sahen, wie der Spittler sich nicht für zu gut hielt, gleiche Arbeiten zu verrichten, wie er seinen Knechten aufgetragen hatte; wir sahen

ihn mit allen seinen Leuten am gleichen Tische die gleiche, einfache Kost, aus der gleichen Schüssel genießen; wir sahen ihn mit eigener Hand ein Schaf schlachten, und davon für uns, seine Gäste, zurichten, denen er selbst mit großer Gefälligkeit und Aufmerksamkeit alle die Dienste leistete, welche die vornehmen Wirthe in den Städten ihren Kellnern und andern Dienern überlassen.

Wenn der Spittler endlich im Herbst, auf Andreastag den 30. November wieder hinabgegangen ist ins Thal, so findet der verspätete Wanderer, der nachher etwa noch am Spital anklopft, gleichwohl in dem offenen Hause noch die Spuren der Gastfreundschaft. Eine Stube steht ihm offen, und er findet Holz zum Einheizen nebst Feuergeräth, er findet eine Flasche Wein, einen halben Ziegerstock, er findet Stroh zu einem Lager. Leider! wird nicht selten diese menschenfreundliche Vorsicht dadurch vereitelt, daß schlechtes Gesindel, welches den Abzugstag des Spittlers kennt, nachdem er kaum den Rücken gewendet, wie gierige Raubthiere, einbricht und alles ausplündert.

Wer billig denkt, wird an einem solchen Orte, wie das Grimselpital ist, und in einer so weit abgelegenen, wilden Gegend, keine Be-

wirthing erwarten, wie wir sie in den Gasthöfen unserer Städte und reichen Dörfer empfangen; vielmehr muß sich jedermann darüber wundern und mit Dank erkennen, daß nach jenen Umständen gleichwohl so viel geleistet wird und Reisende so viel Bequemlichkeit finden. Alles muß von weitem mühsam heraufgebracht werden, und muß dadurch nothwendig hier oben etwas theurer seyn, als unten in den Thälern, aber niemand wird sich mit Recht beklagen können, daß ihm zu viel abgefordert wurde. Man sieht auch hierin deutlich, daß man es durchaus mit einem braven, wackern Manne zu thun hat. —

Wir widmeten dem Aufenthalte auf der Grimsel noch einen zweiten Tag, den wir zu einer

Wanderung nach dem Margletscher

bestimmten, von der wir uns noch einen vielseitigen, schönen Genuß versprachen.

Nachdem wir uns frühmorgens mit allem, was wir zu dieser Wanderung bedurften, besonders auch mit Lebensmitteln für den ganzen Tag versorgt hatten, machten wir uns unter Anführung eines rüstigen Knechtes des Spitt-

lers, der nebst unserm Jonathan sich mit dem Proviant belud, auf den Weg.

Nach einer Viertelstunde gelangten wir über den sogenannten Spitalbüchel hinab zur Aar, die hier in einem engen Bette fließt, über welches ein Steg in ziemlicher Höhe auf ihr linkes Ufer hinüber führt. Hier traten wir auf Walliser Grund und Boden, der von einem Hirten mit einigen und 30 Kühen benutzt wird.

Viel zu merkwürdig erschien uns die Wohnung dieses Hirten, als daß wir nicht einige Schritte von unserm Wege hätten abweichen sollen, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Unter einem weit herüüberragenden Felsengewölbe, das vorn durch eine niedrige, trockne Mauer nur so weit geschlossen war, daß das Vieh nicht hinein konnte, erblickten wir den Feuerheerd, über welchem der Käsefessel hieng. Hinten, wo das Felsengewölbe sich zum Boden herabsenkte, befand sich das armselige Mooslager des Hirten. Uebrigens war hier von keinen weitem Bequemlichkeiten die geringste Spur zu finden. Die Milchgefäße und Geräthschaften füllten den übrigen Raum aus. Hier wohnt dieser Hirt, etwa vierzehn Tage lang, während seine Kühe die umliegenden Grasplätze abweiden. Unser Führer bemerkte uns, es gäbe auf
den

den Alpen der Walliser in diesen Gegenden, noch einige ähnliche Hirtenwohnungen, von welchen diese noch die bequemste und schönste sey. —

Nachdem wir in den Thalgrund des Aarenbodens vollends niedergestiegen waren, blieben wir stets auf der linken Seite des Stromes, der nun, wie die mit Kies und Geschieben ganz bedeckte ziemlich breite Fläche des Thalgrundes beweiset, unbeschränkter Meister desselben ist, und nach Willführ sich bald mehr nach dieser, bald mehr nach jener Seite hin wendet. Zu beiden Seiten erheben sich steil die Gebirge, links vom sogenannten Kessithurm bis zur Bärenegg, über welchen das Seidelhorn hoch emporsteigt, rechts der Brumberg. Die Ebene des Thalgrundes ist in der Mitte durch einen kleinen Hügel, das Bärenbühel genannt, unterbrochen. Die Namen Bärenegg und Bärenbühel scheinen zu beurfunden, daß einst diese Gegenden ein gewöhnlicher Aufenthalt der Bären gewesen sind, die heut zu Tage nur dann und wann als durchstreifende Räuber hier erscheinen.

Der mit allerlei Gesträuch und vielen schönen Alpenkräutern bewachsene Fuß des Brumbergs, von welchem sich unser Pfad nie weit

entfernte, bot uns einen großen Reichthum an Alpenschmetterlingen mancher Art dar, worunter mehrere ziemlich häufig gefangen wurden, die uns bisher noch nicht vorgekommen waren, als: *Melitaea Cynthia*, *Merope*; *Hipparchia Aello*, *Mnestra*; *Colias Palaeno*, u. a.

Unvermerkt näherten wir uns indessen der ungeheuren Eismasse, die schon von weitem unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, nun aber, je näher wir hinzutraten desto mehr uns in Erstaunen setzte. Denn, wie ein Berg erhebt sich quer durch das Thal mehr als eine Viertelstunde breit, die steile Eiswand, bedeckt mit unendlichen Trümmern und Geschieben, und einer braunen Sandkruste, unter welcher nur hie und da an frisch abgestürzten Stellen die gediegene Masse des blauen Gletschereises zu Tage ausgeht. Unter dieser Felswand bricht in mehrern Armen das Wasser hervor, das weiter hin vereint den Narstrom bildet. Jenseits des Gletschers stürzt in der Schlucht zwischen dem Zinkenberg und der Bärenegg der Dberaarbach, der Abfluß des, ein zwei Stunden höher liegenden Thal ausfüllenden, Dberaargletschers schäumend herab, um sich unten sogleich mit jenem Narstrom zu vermählen. Erst jetzt, als wir dicht vor der gewaltigen Eis-

masse stunden, und im Hinauffklettern dagegen unsere eignen Figuren nur wie Fliegen, die an einer Wand herum laufen, uns vorkamen, und nachdem wir endlich nach halbstündigen, äußerst beschwerlichem und mühsamem Steigen über die Trümmern und den unendlichen Schutt hinweg athemlos oben angelangt waren, erst jetzt hatten wir einen richtigen Begriff von der ungeheuren Masse dieses Gletschers. Hier oben sahen wir uns nun auf Einmal in eine ganz andere Welt versetzt, und es dünkte uns alles, was wir hier um und neben uns sahen, so außerordentlich und neu, daß wir lange von unserm Erstaunen nicht zu uns selbst kommen konnten. Vor allem aus kam es uns ganz wunderbar und auf den ersten Anblick völlig unerklärlich vor, auf der Oberfläche des Gletschers eine Menge größerer und kleinerer Vertiefungen zu erblicken, aus jedem derselben einen größern oder kleinern Eisegel sich erhebend, der auf seiner Spitze einen Stein, nicht selten sogar einen Felsblock von 20, 30 — 40 Centnern trug. Daneben zeigten sich hie und da ähnliche Eisegel, von sehr ungleicher Höhe, die zwar keinen Stein trugen, aber dagegen von oben bis unten ganz mit einem feinen braunrothen Sande bedeckt waren. Diese beiden Erscheinungen

spannten ganz natürlich die Neugierde meiner jungen Gefährten aufs äußerste und sie verlangten durchaus von mir eine Erklärung derselben. Ob nun zwar mir wohl bekannt war, welche Erklärung man davon gemacht und gegeben hat, so wollte ich doch dieselbe nicht so ganz blindlings nachsprechen, sondern mich mit eigenen Augen erst überzeugen, in wie fern sie gegründet seyn möchte oder nicht. Hierzu wurde aber etwas mehr Zeit erfordert, und wir beschlossen also mitten zwischen diesen sonderbaren Eispfeilern einen Halt zu machen, den meine Gefährten zugleich zum Genuß ihres Frühstückes benutzten, während ich meine Untersuchungen und Beobachtungen anstellte, nach welchen ich mich denn in Kurzem vollkommen überzeugte, daß es mit der hiervon gegebenen Erklärung *) seine vollkommene Richtigkeit habe.

Nach derselben haben beide Erscheinungen ihren natürlichen Grund allein in den Wirkungen der Sonnenwärme auf die Oberfläche dieses

*) Sie rührt von unserm Herrn Prof. Studer her, der sie schon im Jahr 1787 im Magazin für die Naturkunde Helvetiens, Bd. 1. bekannt gemacht hat.

Gletschers. Es unterscheidet sich dieser Gletscher von den meisten andern Gletschern unserer Alpenketten vornehmlich dadurch, daß er in einem sehr hohen Bergthale beinahe in gerader Richtung von Morgen nach Abend hinläuft; während hingegen die meisten andern sogenannte Querthäler einnehmen, welche die Gebirgsketten in der Richtung von Süden gegen Norden durchschneiden. Diese Richtung bringt es mit sich, daß die Oberfläche der meisten Gletscher nur wenige Stunden lang des Tages der Wirkung der Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, außerdem aber im Schatten der sie einschliessenden Felsenwände liegen. Der Murgletscher aber ist in Folge seiner Richtung der Morgen-, Mittags- und Abendsonne ausgesetzt, und seine Oberfläche erfährt daher einen weit kräftigern und anhaltendern Einfluß ihrer Strahlen. Denken wir uns nun einen Felsblock, der von den benachbarten Gebirgen auf die ebene Oberfläche des Gletschers herabgerollt ist; der hier nun täglich vom Morgen bis an den Abend von allen Seiten von der Sonne beschienen und erwärmt wird, was wird hiervon zuletzt die Folge seyn? Er wird ohne Zweifel, vermöge seiner warmen Atmosphäre rings um sich her ein Becken oder eine Vertiefung in das Eis einschmelzen;

dieses Schmelzwasser fließt aber immer sogleich ab, wegen des sanften Abhangs des Gletschers, so daß jene Vertiefung immer vom Wasser frei bleibt und so lange fortwächst, als die warme Atmosphäre des Felsenstücks reicht; da aber die Wirkung der Sonnenstrahlen nicht bis mitten unter den Stein reicht, so kann das Eis daselbst nicht schmelzen, und so bleibt hier zur Unterlage und Stütze des Steins ein Eisegel stehen, auf welchem der Stein so lange liegen bleibt, als sein Schwerpunkt noch gehörig unterstützt ist; ist er aber durch fortdauerndes Schmelzen seines Stützpunktes beraubt, so fällt er herunter, so wie wir denn auch mehrere solche abgestürzte Blöcke neben ihren Eisegeln liegen sahen. Diese Erklärung ist so einfach und natürlich, daß sie auf den ersten Anblick sogleich deutlich einleuchtet. Auch liegt hier kein einziger Stein auf dem Gletscher, der nicht eine Vertiefung um sich und einen Eisegel unter sich hätte. Diese Eisegel sind aber, so wie die Steine, die auf ihnen ruhen, von sehr verschiedener Größe. Je größer der Stein und je länger er schon auf dem Gletscher gelegen hat, desto höher ist auch sein Eisegel. Wir sahen Felsblöcke von 30 — 40 Centnern, die auf 12 — 14 Fuß hohen Eisegeln ruhten. Es wandelte

einen meiner jungen Gefährten die Lust an, seinen Namen an einen dieser Felsblöcke anzuschreiben. Um dies ausführen zu können, mußte er unserm Führer, einen wenigstens sechs und einen halben Fuß hohen Manne, auf die Schultern treten. Dieß veranlaßte eine Gruppe, die uns interessant und des Abzeichnens nicht unwürdig schien; da sie zugleich einigermaßen einen Maßstab darbietet, nach welchem meine lieben Leser die Höhe dieses seltsamen Eiskegels und die Größe des darauf ruhenden Felsenblocks beurtheilen können, so hab' ich sie zum Gegenstand unserer Titelvignette ausgewählt.

Die zweite Erscheinung, nämlich die der mit Sand bedeckten Eiskegel, die da in großer Menge und von sehr verschiedenen Höhen (von wenigen Zollen an bis zu 12 Fuß), umher stehen, war schwieriger zu erklären, doch überzeugten wir uns bald, daß die gegebene Erklärung auch vollkommen befriedigend sey.

Man bemerkt nämlich, daß diese mit Sand bedeckten Kegel immer in einer ziemlich geraden Linie neben einander und zwar längs kleinen Wasserbächen stehen, die immerfort über die Oberfläche des Gletschers abfließen; daß jene Kegel oft ganz von diesen Canälen umflossen sind, und daß die ersten kleinsten Anfänge sol-

cher Eisegel wirklich in den Wasserbächen sich bilden. Dieß geht aber so zu: Indem der durch die ununterbrochen fortwirkende Verwitterung der neben dem Gletscher stehenden Felsen erzeugte Sand durch den Wind auf die Oberfläche des Gletschers hingeweht wird, schwemmt ihn das Wasser, welches vom täglichen Abschmelzen auf dem Gletscher entsteht, zusammen, und führt ihn in den erwähnten kleinen Canälen fort. In diesen Canälen aber giebt es hie und da kleine Vertiefungen, in welchen der mit dem Wasser fortrollende Sand abgesetzt wird, und die ersten Anfänge jener sonderbaren Eisegel sich bilden. Denn, während nach und nach um ein solches abgesetztes Sandhäufchen durch fortdauerndes Abschmelzen die ganze Oberfläche des Gletschers sich erniedriget, bleibt hingegen das unter jenem Sandhäufchen verborgene Eis gegen die unmittelbare Einwirkung der Sonnenstrahlen geschützt, und es erscheint also mit seiner Sandbedeckung nach und nach über die Fläche des Gletschers als ein kleiner Hügel erhöht, der sich täglich, indem das auf der Oberfläche ab rinnende Wasser immer neuen Sand herbeiführt, und unten an den schon vorhandenen Hügel anlegt, vergrößert, und so nach und nach zu einem solchen Regel anwächst,

dessen Bildung uns ganz und gar unbegreiflich vorkommen müßte, wenn wir den geringen und fast unmerklichen Anfang derselben nicht beachtet hätten.

Eine dritte merkwürdige Erscheinung, die wir auf der Oberfläche dieses Gletschers fast bei jedem Schritte wahrnehmen konnten, und die gleichsam den Gegensatz von jener ersten bildet, boten eine Menge kleiner Steine dar, die überall mehr oder weniger tief in den Gletscher eingesunken waren. Es scheinen diese kleinen Steine so ganz von der Sonnenwärme durchdrungen zu werden, daß sie die Löcher unter sich in das Eis gleichsam einbrennen. Ein jeder Körper, der einige natürliche Wärme enthält, oder leicht die Wärme der Sonne einsaugt, sinkt auf gleiche Weise mehr oder weniger tief in das Eis ein. So fanden wir nicht selten kleinere und größere Insekten, Holzspähne, Blätter eingesunken.

Der Margletscher bildet übrigens eine ganz ebene, nur sehr sanft abhängende Fläche, auf welcher man ungehindert 6—7 Stunden weit fortgehen, und mit Kutschen fahren könnte, wenn solche hinauf zu bringen wären. So wie man auf dieser ungeheuren Eisfläche weiter fortgeht, kommt man immer tiefer in die öde, ein-

förmige Wintergegend hinein. Vorn am Zinken- und Grünenberge einerseits, andererseits aber an der sogenannten Kühltift sieht man noch, abwechselnd mit langen Schneefeldern, zwischen kahlen Felsenwänden einige grüne Halden, aber bald verschwindet aller Anschein von Vegetation und alles liegt unter unabsehblichen Eis und Schneelagern begraben, aus welchen zur Seite nackte Felsen emporsteigen. Nichts regte sich um uns, die Todesstille, die hier herrschte, ward nur einigemal durch das donnerähnliche Krachen abstürzender Schneemassen unterbrochen. Um desto erfreulicher war es uns, endlich in dieser todten Natur wieder Leben zu erblicken. Es waren ein Paar Gemsen, die an der Seite des Grünenberges über ein Schneefeld langsam hinaufgiengen, denen bald nachher noch vier andere nachfolgten. Wir erhoben ein lautes Geschrei, um sie zu erschrecken und zu schneller Flucht zu bewegen. Allein sie standen still, blickten zu uns herüber, ohne sich im Geringsten irre machen zu lassen. Es schien, als wenn diese sonst so scheuen und vorsichtigen Thiere es recht gut wußten, daß wir ohne Gewehre waren, und in der Entfernung, worin wir uns befanden, ihnen durchaus nicht gefährlich werden konnten. Die Gem-

fen, die sich in diesen hohen und öden Gegenden aufhalten, sind übrigens von der Art, die man Gratttiere *) nennt, die im Winter kaum bis zu den höchsten Wäldern, nie aber bis in die bewohnten Thäler hinabsteigen.

Außer diesen Gemsen fanden wir in dieser starren Winterregion keine andern Zeugen des thierischen Lebens, als einige Insekten, die aber wohl meistens nur wider ihren Willen, vom Sturm ergriffen, aus niedern Gegenden hier herauf gewirbelt worden waren, und bald ihren Tod gefunden hatten. Doch gab es auch einige, besonders spinnenartige Insekten, Mücken und Schmetterlinge, die ganz munter auf dem Eise herumhüpften oder flogen. Unter den letztern den allgemein bekannten kleinen Nessel-falter (*Vanessa urticae*) anzutreffen, wunderte uns am meisten, da hier in Entfernung von mehreren Stunden keine Nesseln wachsen, auf welchen die Raupe dieses Schmetterlings ausschließlich lebt. —

Die Fläche des Eises, auf welchem wir ohne Mühe und Gefahr fortschritten, ist nur durch zwei lange Reihen von Steinhaufen, die sich zu beiden Seiten der Länge nach über den

*) S. den ersten Theil dieser Reise, S. 222.

Gletscher hinabziehen, unterbrochen. Man nennt solche Reihen von Steinen Gufferlinien, die durch den Felschutt gebildet werden, welcher das ganze Jahr hindurch von den zur Seite des Gletschers stehenden Felsen niederfällt. Wenn der Gletscher nicht allmählig abwärts vorrückte, so würden aus diesen abstürzenden Schutt sich hohe kegelförmige Hügel bilden, so aber werden sie im Fortrücken des Gletschers zu langen Streifen. — Von Spalten, die auf andern Gletschern häufig angetroffen werden, bemerkten wir auf diesem nur einige wenige, und sehr unbedeutende, welches vermuthlich keinen andern Grund hat, als daß die Fläche, auf welcher die ganze Eismasse ruht, sehr eben und nur unmerklich geneigt ist.

Wir setzten unsere Wanderung auf dem Gletscher zwei Stunden weit fort, bis zu dem sogenannten Abschwung, wo der Gletscher durch die steile, zackige Felsenmauer, die vom Lauteraarhorn zu den Schreckhörnern hinstreicht, in zwei Armen getheilt wird, wovon der eine, zur Rechten unter dem Namen des hintern oder Lauteraargletschers noch 3 — 4 Stunden weit bis zu den Wetterhörnern sich hinaufzieht, wo er durch einen Felsengrat von dem obern Grindelwaldgletscher

getrennt ist; der andere aber, der Finsteraargletscher genannt, links sich bis an den Fuß des Finsteraarhorns erstreckt, der von dem Vereinigungspunkte beider Gletscherthäler kaum eine Stunde weit entfernt zu seyn scheint.

Der Anblick des Finsteraarhorns, dem wir so nahe waren, und das sich hier als eine mächtige ungeheure Pyramide darstellt, setzte uns in Erstaunen. Es ist dieser Felsencoloß der höchsten Gipfel in der ganzen Reihe der hohen Alpenfette die Bern von Wallis trennt, indem er sich bis zu 13,234 Fuß über das Meer erhebt. Ein Knecht des Spittlers auf der Grimsel, Arnold Abbühl, hat mit zwei Wallisischen Gensjägern den Gipfel desselben wirklich mit unsäglicher Mühe und Gefahr erreicht, als Herr Rudolph Meyer von Aarau in Jahr 1812 den ersten und bis jetzt einzigen Versuch wagte ihn von der Seite des Oberaargletschers zu ersteigen. Von der Seite des Finsteraargletschers scheint dieses ganz unmöglich, da hier nichts als schroffe, senkrechte Felsen sich darbieten.

„Bis hieher,“ hieß es nun, „und nicht weiter! — das günstige Wetter, dessen wir uns zu erfreuen gehabt, drohte uns jetzt verlassen zu wollen. Finstere Gewitterwolken wälzten sich

über den Grat des Wetterhorns herüber, und bestimmten uns zu schleuniger Rückkehr, indem es uns nicht ganz heimelig schien, in diesen unwirthbaren Regionen mit den empörten Elementen kämpfen zu müssen. Auch glaubten wir nicht, daß ein weiteres Vordringen in diesen Regionen unsere bisher erworbene Kenntniß von ihrer Beschaffenheit noch sonderlich erweitern würde; dazu kam noch, daß der lange Anblick der weissen, von der Sonne stark bestrahlten Eis- und Schneefläche unsern Augen empfindlich zu werden anfing; daß wir von den zurückprallenden Sonnenstrahlen und von dem oft schneidenden Windzuge im Gesicht ein unangenehmes Spannen und Brennen der Haut spürten, daß ein längerer Aufenthalt ganz gewiß zu unserer großen Unbequemlichkeit noch vermehrt haben würde. Kurz, wir machten uns auf den Rückweg, ohne uns unterwegs weiter aufzuhalten.

Voran wir bei der Ersteigung des Gletschers diesen Morgen, von der Neuheit der Erscheinungen, die sich uns hier darboten, ergriffen, nicht gedacht hatten, fiel uns jetzt, nachdem wir von dem gediegenen Eise und über den vorliegenden Trümmer-Schutt wieder auf festes Land getreten waren, ein, nämlich nach der

berühmten Kristallhöhle am Zinkenberge zu fragen, aus welcher im Jahr 1720 einige tausend Centner Kristalle, zusammen bei 30,000 Thaler an Werth geschätzt, ausgebeutet wurden. Es hatten sich unter diesen Kristallen einzelne Stücke von 1, 2, 4, 5, 6 und 8 Centnern befunden. Im Museum zu Bern werden ein Paar derselben aufbewahrt, die zu den schönsten Zierden dieses Museums gehören; oft hatten wir diese gesehen und gewünscht die merkwürdige Fundgrube kennen zu lernen, in welcher sie sich erzeugt hatten. Unser Führer, der Knecht des Spittlers, zeigte sie uns von weitem an einem steilen Felsen des Zinkenbergs, in einer Höhe von etwa 150 Fuß über dem Gletscher. Er versicherte uns, man könne wohl dahinaufkommen, allein es sei beschwerlich und auch ein wenig lauter *). Damit vergieng uns die Lust, hinauf zu steigen, völlig, wozu auch obnehin jetzt keine Zeit übrig blieb. Denn das Gewitter näherte sich immer mehr, und trieb uns gewaltig an, unsere Schritte zu ver-

*) Mit diesem Ausdruck bezeichnen unsere Oberländer Stellen an gefährlichen Abgründen, wo einer, der dergleichen nicht gewohnt ist, leicht schwindlicht werden kann.

doppeln, wenn wir ihm noch entrinnen wollten. Es half aber nichts. In Kurzem ereilte uns der Regen, dem wir nun fast eine Stunde lang darhalten mußten; so daß wir endlich wie gebadete Katzen, im Spital anlangten.

Alle unsere Kleider waren durch und durch wie aus dem Wasser gezogen. Um sie zu trocknen, wurde ein hellloderndes Feuer in der Küche angezündet, und indessen begann unter uns die drolligste Masquerade. Der gute Spittler und seine Leute schafften augenblicklich ihre ganze Garderobe herbei, und es dauerte nicht lange, so war die wunderlichste Verkleidung zu Stande gekommen, die sich nur denken läßt. Ich selbst prangte stattlich in dem blauen Sonntagsrocke des Spitalmeisters, mit langer, rother Tuchweste und schwarz bockledernen Beinkleidern; von meinen jungen Begleitern erschienen einige in oberhaslischer Weibertracht, wozu sie von den Töchtern des Spittlers mit allem hinlänglich versehen waren; andere in Küherhosen und Jacken, einige endlich in der merkwürdigen, aus behaarten Ziegenfellen nach Robinsons Manier zusammen genähten Kleidung, in welcher die Knechte des Spittlers, bei strenger Kälte, oder bei Schneegestöber, im Spätherbst hinaus

zu gehen pflegen, um verirrtten Wanderern zu Hülfe zu kommen.

Es bedarf wohl keiner weitem Versicherung, wie viel diese in der That höchst komischen Verkleidungen zur Erheiterung dieses Abends für unsere Gesellschaft beitrugen. Scherz und Lachen herrschten allgemein, bis endlich Morpheus seine Rechte geltend machte und einen nach dem andern in sanften Schlaf versenkte.

7.

Reise von der Grimsel nach Meiringen.

Da man das Feuer zum Trocknen unserer Kleider während eines großen Theils der Nacht unterhalten hatte, so sahen wir uns im Stande, frühmorgens bei guter Zeit unsere Abreise antreten zu können. Mit herzlichem Dank für die gute und sehr billige Bewirthung und für so viele uns erwiesene Gefälligkeiten, schieden wir von dem guten Spittler und seiner Familie, die mit treuherzigem Handschütteln uns glückliche Reise wünschte. Der Himmel begünstigte

uns wieder mit schönem Wetter, und so zogen wir froh und wohlgemuth von dannen.

Bald führte uns eine steinerne Brücke, das Spitalbögelein genannt, auf die linke Seite der in eine enge Schlucht zusammenge-
drängten Ar. Diese Schlucht heißt die Spital-Lamm, und trägt in unzähligen Fels-
trümmern die Spuren eines ehemaligen Berg-
sturzes. Wegen der herabstürzenden Schneelau-
nen ist sie im Frühjahr eine der gefährlichsten
Stellen der Grimselstraße. Aus dieser engen
Felsenschlucht gelangt man in Kurzem in einen
kleinen, erweiterten, ebenen Thalboden, Nät-
teriboden genannt, wo eine Sennhütte
steht und einige wenige Kühe weiden. An den
steinigen Abhängen finden Ziegen und Schafe
ihre Nahrung zwischen den von den Höhen her-
abgestürzten Felstrümmern. Mitten durch das
Thälchen fließt der Bach, der aus dem nahen
Bächligletscher entsprungen ist, der Ar zu.
Offenbar ist es, daß dieser Thalboden einst der
Grund eines kleinen, geschlossenen See's war,
so lange, bis unterhalb ein Durchbruch erfolg-
te, durch welchen sich das Wasser ausleerte.
Denn hier stürzt abermals die Ar durch einen
engen Schlund weiter hinab, neben welchem
die Straße, zum Theil in den Felsen einge-

sprengt, fortläuft. Diese Stelle wird die Stockstege genannt, und ist für diejenigen, welche genöthiget sind, im Winter über die Grimsel zu reisen, außerordentlich gefährlich. Denn wenn alles unter tiefem Schnee begraben liegt, so läuft hier von der Höhe des Felsen bis hinunter zur Nar eine steile Schneehalde, über welche der Wanderer quer hinüber muß. Ist nun der Schnee oberflächlich hart gefroren und glatt wie Eis, so darf nur der Fuß ausgleiten, und augenblicklich fährt der Unglückliche unaufhaltsam in die Tiefe, und ist ohne Rettung verloren. Selbst wenn man für jeden Tritt Fußtapfen einhauet und die Schuhe mit Eisspornen versieht, bleibt der Gang über diese Schneehalde immer äußerst mißlich. Gegenüber, auf der rechten Seite der Nar, erblickt man hier himmelwärts die zackigen Gelmehörner, unter welchen ein kleiner See sich befindet, den man zwar unten von der Straße her nicht sieht, dessen Ausfluß aber weiter hin in einem schönen Wasserfall sich in die Nar hinabstürzt.

Bald, nachdem man die berühmte Stockstege zurückgelegt hat, geht man über eine in einem Bogen über die Nar gesprengte Brücke, das große Bögelein genannt, auf die rechte

Seite des Stromes, und bald nachher über eine ähnliche, oder das kleine Böglein, wieder auf das linke Ufer. Fürchterlich schäumt und tobt die Nar in den tief ausgewaschenen Schlünden unter diesen Brücken, die sowohl in Hinsicht ihres kühnen Baues an sich selbst, als ihrer wilden Umgebungen manchen von den bewunderten Brücken im Neufthale an der Seite gesetzt werden dürfen. In dem aufspritzenden Schaume des wüthenden die Stromes zitterten herrlichsten Farben des Regenbogens.

Nach und nach kamen wir nun auch wieder in Gegenden, die nicht mehr ganz von Bäumen entblößt sind. Doch waren die ersten Bäume, zu denen wir gelangten, keine andern, als Zwergkiefern, (*Pinus montana*) die mit Stamm und Zweigen am Boden kriechend, ausgestreckt liegen, und nur die Enden der Zweige emporheben. Diese Bäume nehmen mit der dürftigsten Erdschicht vorlieb und bedecken gewöhnlich die steinigen Halden der Hochgebirge, auf welchen kein anderer Baum wurzeln kann. Einige Pflanzenforscher betrachten die Zwergkiefer als eine eigene Art, andere aber sehen sie, wie es scheint, mit mehrerm Rechte, nur für eine bloße Abänderung der gemeinen

Kiefer (*P. silvestris*) an, die sich nur durch ihren aufrechten Wuchs von ihr unterscheidet, den aber die Zwergkiefer hie und da auf günstigen Standörtern auch erreichen soll.

Der Weg führt nun bald über einen breiten von aller Vegetation entblößten, abgerundeten Felsen, die helle Platte genannt, neben welchem die Aar wieder in beträchtlicher Tiefe hinabstürzt, hinunter in eine grausenvolle Wüstenei, wo wiederum nichts als zahllose Trümmer von herabgestürzten Felsen weit und breit zu sehen sind, zwischen denen wir uns eiligst hindurch wanden, um bald die Sennhütte der Handeck zu erreichen, wo wir, theils um uns mit trefflichen Bergspeisen zu erquicken, theils aber, und vornehmlich um eines der prachtvollsten Naturschauspiele, den berühmten Sturz der Aar, zu bewundern, Halt machten.

Wir stiegen nahe bei der Sennhütte einige Minuten lang durch einen Tannenwald abwärts, dem donnerähnlichen Getöse des stürzenden Stromes nach, das unsere Ohren betäubte, bis zu einem Felsenvorsprung, auf welchem wir auf einmal das wundervolle, fürchterlich-schöne Schauspiel unmittelbar zu unsern Füßen erblickten. Keine Feder vermag es zu schildern,

kein Pinsel zu malen! Was ich davon sagen kann, wird meinen lieben Lesern nur einen schwachen, unvollkommenen Begriff von der unaussprechlichen Größe und Pracht einer Szene geben, die, so weit ich die Naturschönheiten unserer Alpenwelt kennen gelernt habe, nirgend ihres gleichen hat. Zur Rechten, hart und unmittelbar neben dem Felsen, auf welchem wir stehen, stürzt brüllend der wasserreiche Strom der Ar in den bodenlosen Abgrund; zur Linken schießt hinter dunkeln Tannen der Arnisbach, fast eben so reich an Wasser, als die Ar, schäumend und wildbrausend hervor; er stürzt, aber sein Sturz erreicht nicht die Tiefe des Abgrunds; mitten in der Luft verschlingt ihn der mächtigere Fall des Arstromes. Steht man so wie wir, auf dem unter den Füßen bebenden Felsen, zu der Zeit, wann die Strahlen der Morgensonne in den scheußlichen Kessel fallen, aus dem die Staubwolken brausend aufwallen und in unendliche Strahlen zersplittert gen Himmel spritzen, so ist es nicht anders, als wenn durch die ungeheure Gewalt des Sturzes nun die ganze Masse verbrennen soll, und helllodernde Feuerflammen aus dem dunkeln Abgrunde empor schlagen. — Die unbeschreibliche Kraft und Schnelligkeit des Wasser-

sturzes, sein wunderbares Farben- und Flammenspiel, die ungeheure Wildheit der Umgebungen, der schaudervolle Abgrund, in welchen man auf dem bebenden Felsen mit Grausen kaum den Blick hinabzusenden wagt; — alles dieß zusammen hinterläßt einen Eindruck in der Seele, der sich nicht aussprechen läßt, aber unvergeßlich bleibt.

Voll dieses Eindrucks wollte uns nun auf unserm fernern Wege fast nichts mehr von besonderer Bedeutung erscheinen, und so wanderten wir durch die sogenannten Handeckthoren, den Wald hinab auf eine niedrigere Stufe des wilden Harthales, wo wir, nachdem wir kurz nach einander zweimal über den Strom gegangen waren, endlich in ein milderes und weniger wildes Land gelangten, und bald das erste Dorf Guttannen erreichten,

Es war Mittagszeit, der größte Theil unserer heutigen Tagereise war zurückgelegt, also beschlossen wir hier uns zu erquicken und auszuruhen, wozu uns die an dem Wirthshause mit großen zierlichen Buchstaben angeschriebenen Verse:

Last die Liebe bei uns wohnen,
Die uns Rosenkränze flicht,
um so mehr einladen, als sie uns eine freund-

liche und billige Behandlung zu verheissen schienen, die wir denn auch wirklich fanden.

Das Dorf Guttannen hat das Unglück gehabt, binnen wenigen Jahren zweimal durch Feuersbrünste zerstört zu werden. Wir fanden daher fast alle Häuser neu, obgleich die Bewohner derselben mit großer Armuth zu kämpfen haben, worin sie durch jene Feuersbrünste und eine frühere Plünderung im Kriege von 1799 versetzt worden sind. Noch waren indessen nicht alle Häuser wieder aufgebaut.

Das Thal erweitert sich bei Guttannen etwas mehr, und gewährt überhaupt einen freundlicheren Anblick, als die Wildnisse, durch welche man noch vor Kurzem gewandert ist. Statt zerrissener, nackter Felsen und Trümmern, sieht man sanft ansteigende mit schönen grünen Matten bekleidete Halden. Kleine mit Gerste und Haber, mit Rüben, Kartoffeln und Flachs angebaute Felder zeigen sich hie und da: in den Gärten gedeihen Erbsen, Ackerbohnen, Möhren, in günstigen Jahren selbst Kohlrarten und Schlingbohnen. Laubholzarten erscheinen immer häufiger, und der Kirschbaum bringt hier seine Früchte, wiewohl spät, alljährig zur Reife. Welch ein Unterschied ist in dieser Hin-

sicht zwischen Guttannen und Geschenen im Reußthale, da der Unterschied in der absoluten Höhe der Lage beider Dörter nur wenig über 80 Fuß beträgt *).

Ein Fußsteig führt durch üppige Wiesen, auf welchen man eifrig mit Heumachen beschäftigt war, bald bei der alten Zollstatt Angerstein vorbei, wo wir die ersten Buchen erblickten; der Weg bleibt immer auf der linken Seite der Aar; unweit dem Dörfchen im Boden wird das Thal wieder enger und wilder. Man schreitet über mehrere Lawinenzüge, die diesen Weg im Frühjahr gefährlich machen; endlich verengert sich das Thal so sehr, daß neben der in der Tiefe fließenden Aar, der Weg in den Felsen gehauen und gegen den Abgrund der Aar durch ein Geländer geschützt werden mußte. Hier giengen wir über die Reste einer Schneelawine, die alle Jahr an dieser Stelle eine Schneebrücke über die Aar zu bauen pflegt. Noch wölbte sich ein dünner Schneebogen über den Strom hinüber, dessen Festigkeit wir vermittelst einiger Steine untersuchten, die wir darauf warfen. Die meisten blieben darauf lie-

*) Geschenen liegt 3282 Fuß, Guttannen 3198 Fuß über dem Meer.

gen, nur einige größere 10 — 12 Pfund schwere durchbrachen das Schneegewölbe.

Bald hierauf überschreitet man auf einer hölzernen Brücke die Aar, wo man in der sogenannten hintern Urweid, einem engen, einsamen Thälchen, zwei traurige Wohnungen antrifft. Von hier hat man den Zuben, einen steilen felsigen Vorsprung im Zickzack zu übersteigen, neben welchem sich die Aar in der Tiefe durch eine enge Kluft hindurch drängt, um in die vordere Urweid zu kommen, wo sich denn bald das liebliche Thälchen von Hasli im Grund aufthut.

Bis hieher ist man immer in der Formation der Urfelsen gewandert. Nun tritt man wieder in das Uebergangsgebilde ein, und dicht am Wege kann man, wie im Neusthale bei Erstfelden, die Auflagerung des Uebergangsfalksteins auf dem Gneiß sehr bestimmt beobachten.

Das Thälchen im Grund ist in mehr als einer Hinsicht merkwürdig. Es ist als der Vereinigungspunkt zu betrachten, in welchem drei Nebenthäler der Landschaft Oberhasli, sich mit ihrem Hauptthale verbinden, indem sie ihre Gewässer hier dem Aarstrome übergeben. Zur Linken nämlich öffnet sich zwischen dem Laubstock und dem Burghorn ein enger Schlund,

das nur im Sommer bewohnte Urbachthal, das in seinem hintersten und höchsten Theile mit den ungeheuren Eismassen des Gawnli-Gletschers geschlossen ist, über welche nur Gemsjäger und ausgemachte Waghälse in sechszehn bis siebenzehn Stunden unter großen Mühseligkeiten und Gefahren auf den Margletscher und nach dem Spital der Grimsel gelangen können. Auf der rechten Seite hingegen öffnet sich zwischen dem Plattenstock und dem Haslerberg das Mühlithal, das eine Stunde weiter hinein einerseits durch das Gadmenththal sich gegen den Sustenberg und Uri hinaufzieht, andrerseits durch das Gentelthal zu den Engstlenalpen hinansteigt, wo sich durch das Joch der Canton Bern von Unterwalden scheidet.

Der Boden des Thals im Grund zeigt überall ausnehmende Fruchtbarkeit, die durch ein sehr mildes Klima vorzüglich begünstiget wird. Man sieht hier neben den üppigsten, grasreichsten Wiesen alle Getreidearten und Gartengewächse auf das beste gedeihen, und der Nußbaum nebst allen Arten von Obstbäumen bringen ihre Früchte im Ueberfluß zur Reife.

Durch den Hügel Kirchhet ist das Thal im Grund nordwärts geschlossen, nur durch

eine enge Felsenkluft findet die Aar neben demselben einen Ausweg in das offene Thal von Meiringen. Wir erstiegen diesen Hügel in wenigen Minuten und erfreuten uns auf der Höhe desselben des angenehmen Rückblicks auf die eben durchwanderte liebliche Thal-Ebene. Hier bleibt dem aufmerksamen Beobachter kein Zweifel übrig, daß diese Ebene, die jetzt mit dem üppigsten Pflanzenwuchs bedeckt ist, einst nichts anders, als der Boden eines Behälters war, in welchem die von allen Seiten von der Grimsel, aus Gadmern und Urbach zusammenströmenden Bergwasser, durch den Kirchhet aufgehalten, sich sammelten und einen See bildeten. Dieser See hatte seinen Abfluß über den Hügel so lange, bis sich das Wasser nach und nach seinen jetzigen Weg öffnete. Wie es sich diesen Weg geöffnet hat, ob durch Erweiterung und Durchfressung eines schon vorher vorhandenen Felsenrisses, oder durch allmähliche Auflösung eines Blocks nach dem andern in diesem sehr klüftigen Gebirge, läßt sich nicht entscheiden. Gewiß ist, daß dieses Hindurcharbeiten des Wassers einen sehr langen Zeitraum erfordert hat. Die genauere Ansicht des Kirchhets zeigt offenbar, daß das Wasser, ehe es seinen jetzigen Abzug fand, mit welchem die

Ebene von im Grund erst völlig ins Trockne gelegt wurde, nacheinander verschiedene Abflüsse gehabt haben müsse. Zuerst scheint es ungefähr durch denjenigen Einschnitt abgeflossen zu seyn, durch welchen gegenwärtig der Weg von Grund nach Meiringen führt. Als wir etwa in der Mitte des kleinen Thales auf der Höhe des Kirchhofs uns nach der Seite des Haslerbergs hinwendeten und daselbst zwischen Felsenblöcken abwärts stiegen, so erblickten wir bald den Anfang einer Schlucht, die sich tief unten, als eine enge Spalte in dunkler Nacht zu verlieren schien, und die deshalb in hiesiger Gegend die finstere Schlauche genannt wird. Zwischen den beiden Felsenwänden, die sich oben näher zusammen ziehen, stiegen wir ziemlich steil über Steine hinab. Wir folgten einem dumpfen Rauschen und sahen uns bald am Bord der Nar, in welche die jetzt vollkommen trockne Schlucht ausläuft.

Da standen wir nun wie am Acheron, und glaubten den Eingang der Unterwelt vor uns zu sehen. Es ließ sich aber hier unten in der finstern Schlauche die Beschaffenheit des Weges, den sich das Wasser im Laufe langer Zeiten durch den Fels brechen mußte, deutlich beurtheilen; die Merkmale der Entstehungsart

dieses Schlundes liegen klar genug vor Augen. Die beiden Wände der Schlucht zeigen nämlich viele große, muschelähnliche Auswaschungen, wie man sie in allen felsigen Flußbetten gewahr wird. Zu unterst findet sich in der Wand eine Aushöhlung, die sich am besten mit einer von jenen kleinen, in Felsen gehauenen Kapellen vergleichen läßt, die man hie und da in den Gebirgen sieht. Eine Art schneckenförmiger Windung um einen noch stehen gebliebenen Kegel, scheint die Stelle anzudeuten, wo ehemals das in die Schlucht gedrängte Wasser vielleicht in einem wilden Wirbel fluthete, ehe der Ausfluß durch den gegenwärtigen Canal noch eröffnet war. Den Boden der Schlucht findet man mit vielen Geschieben und mit feinem Sande bedeckt, der vollkommen mit demjenigen übereinstimmt, den die Arar noch täglich durch die Reibung ihrer Geschiebe erzeugt, den sie oft in ziemlicher Entfernung niederschlägt und dann wieder wegnimmt, um ihn an andern Punkten abermals abzusetzen.

Aus allen diesen Merkmalen geht deutlich hervor, daß das Wasser, welches wir jetzt die Arar nennen, einst über den Hügel des Kirchbets der finstern Schlauche zufließ, die damals vielleicht nur ein Wirbel war, ehe es seinen

Ausfluß ins jetzige Bette sich allmählig aus-
wusch.

Es zieht sich aber auch vom obern Theile der finstern Schlauche in mannigfaltigen Windungen zwischen Felsen ein Gang hindurch, den man für nichts anders, als ein altes Flußbett ansehen kann. Wir verfolgten ihn und gelangten endlich zu einer andern Schlucht, die, obschon weit weniger ausgezeichnet in ihrer Form, doch ähnlich mit der finstern Schlauche, sich hinab in das jetzige Narbett senkt. Man nennt sie im Gegensatz von jener, die lautere Schlauche, und es läßt sich ziemlich bestimmt annehmen, daß auch hier einer der verschiedenen auf einander folgenden oder gleichzeitigen Wasserabflüsse gewesen ist.

Man hat es einst versucht, von Meiringen aus mit einem kleinen Kahn die Nar aufwärts in die Klust hineinzuschiffen, aus welcher sie hinter dem Kirchhet in das offene Thal hervortritt. Je mehr sich das Bett des Stromes zwischen den Felsen verengte, desto ruhiger wurde der Lauf desselben, und endlich im Innersten der Klust stand er ganz still. Hier konnte man aus dem schmalen Fahrzeuge die Felsenwände zu beiden Seiten berühren, die sich oben so völlig mit einander vereinigten, daß unten finstere

Nacht herrschte, die erst, nachdem man eine ziemliche Strecke fortgefahren war, von einigen wenigen, durch den Felsenspalt von oben herabfallenden Lichtstrahlen, etwas erheitert wurde.

Auf der Höhe des Kirchbets, wo man anfängt gegen Meiringen hinabzusteigen, entzückte uns die unaussprechlich reizende Aussicht über das ganze liebliche, drei Stunden lange Thal um desto mehr, da wir seit mehrern Tagen solcher Aussichten ganz entwöhnt waren, und fast ununterbrochen nur von Wildnissen und Furcht und Grausen erregenden Naturscenen uns umgeben gesehen hatten.

Am Fuße der steilen Abhänge des Gebirges, das in der Ferne die schöne Landschaft begränzt, zeigte sich in den letzten Strahlen der Abendsonne glänzend, ein Stück des Brienzer-See's, dessen Anfang durch den Ballenberg verdeckt wird. Von diesem Hügel erhebt sich rechts die schön bewaldete Bergreihe des Brünigs und Haslerbergs. Gegenüber stehen die steilen Felsenwände, mit welchen sich hier das alpenreiche Gebirge endet, das die Thäler Grindelwalds und des Brienzer-See's scheidet. Zwischen diesen Gebirgsreihen dehnt sich mit grünen Matten, die sich zwischen schön belaubten Baumgruppen ausbreiten, an beiden Ufern
der

Der schlängelnden Aar das reizende Thal in ununterbrochener Ebene hin. Den Vorgrund des freundlichen Bildes ziert rechts am Fuße des Haslerberges der Thurm der alten Burg N e s t i, umgeben von einer mahlerischen Baumgruppe auf einer kleinen Anhöhe, hinter welcher der wüthende Alpbach mit Donnergleiche Getöse in einer engen Felschlucht herabstürzt, und neben der zum Schutz des Dorfs Meiringen gegen seine Verwüstungen aufgeführten Mauer der Aar zuströmet. Sanfter gleiten in geringer Entfernung neben ihm der Dorf- und Mühlbach über den grünen Abhang des Berges unschädlich in das Dorf selbst hinab. Allein die Fülle und das laute Getöse des Alpbachs, und der diesen laut überbrüllende Donner des noch weit wasserreichern Reichenbachs gegenüber, dessen oberer furchtbarer Sturz hier zur Linken den Vorgrund schließt, vernichten jene beiden Wasserfälle so sehr, daß man ihrer kaum noch achtet.

Nachdem wir eine gute Weile uns an dieser herrlichen Aussicht erlabt hatten, stiegen wir raschen Schrittes hinab zu der Brücke, die uns hinüber auf die rechte Seite der Aar führte. Hier sahen wir uns schnell von einer Menge Knaben und Mädchen umringt, aufgehalten

und verfolgt mit ununterbrochenem Geschrei: 's Ehrüzerli — liebe Herr! 's Ehrüzerli! — und so mußten wir, — wollend oder nicht wollend — denn die Unverschämten ließen sich auf keine Weise abtreiben, unsern Einzug in Meiringen mit aller Scheidemünze, über die wir noch zu gebieten hatten, erkaufen.

8.

Meiringen und das Haslithal.

Der Reichenbach, die erste und gepriesenste Merkwürdigkeit des Haslithals, hatte uns schon früh am Morgen an die obere Laube des wilden Mannes, unsers Wirthshauses, gefesselt, wo sich der obere Fall desselben, und über ihm der blaue Rosenlaigletscher samt dem Hasli-Jungfrauhorn, welches eine Spitze des Wetterhorns ist, sehr schön zeigt. Nach eingenommenem Frühstück machten wir uns ungesäumt auf den Weg, um die verschiedenen Fälle dieses berühmten Baches in der Nähe zu sehen und die vielen und mancherlei Schönheiten derselben und ihrer Umgebungen recht mit Muße und Behaglichkeit zu genießen, wozu wir den ganzen Vormittag widmen wollten. Wir wanderten also über die bedeckte Brücke

auf das linke Ufer der Aar und stiegen unter Anführung unsers Jonathans, über Stock und Stein, durch allerlei Matten hinauf bis zu dem nachobersten Fall, wo wir zugleich den obersten selbst, zwar etwas entfernt, aber doch gut genug sehen konnten. Dann stiegen wir etwas weiter hinab, wo der Bach gerade unter einem steinernen einfachen Schwibbogen einen dritten Fall macht. Hierauf besuchten wir den vierten, wo auf einem Felsen, mitten im Wasserfall, eine kleine Hütte von Linden und Buchen mahlerisch überwölbt steht, in welcher Jäger die Füchse zu belauschen pflegen, die sie durch ein hingelegetes Aas herbeilocken. Endlich stiegen wir hinab zu dem alleruntersten Falle, der in zwei Absätzen niederstürzt, von welchen der unterste, der durch ein Felsenstück in zwei ungleiche Hälften getheilt ist, im Kleinen manchmal dem Rheinfalle bei Schaffhausen verglichen wurde. Meine lieben Leser werden mir es erlassen, ihnen diese verschiedenen Wasserfälle einzeln zu beschreiben, und dafür mit folgender allgemeinen Bemerkung über alle zusammengekommen vorlieb nehmen. Das Felsenbett, in welchem der Reichenbach von seinem obersten bis zu seinem untersten Fall in wiederholten Absätzen hinunterstürzt, ist eine enge, in verschie-

dener und oft abgeänderter Richtung aufgerissene Kluft. Durch die verschiedene Richtung der einzelnen Stufen dieser Kluft, durch die bald größere, bald geringere Weite und Tiefe derselben, durch die einzelnen Felsentrümmer, die hier und da aus der Kluft hervorragen und sie wiederum in zwei oder drei Rinnale theilen, durch die Mannigfaltigkeit der Baumgruppen und anderer nahen Umgebungen; durch alles dieses entsteht eine solche Mannigfaltigkeit in den verschiedenen Wasserstürzen selbst, daß keiner dem andern gleicht. Jeder für sich hat seinen eigenthümlichen Charakter, jeder sein eigenes, besonderes Wasserspiel, jeder seine eignen Schönheiten und Reize, und jeder macht seinen eignen Eindruck auf das Gemüth des Beschauers. Man kann nicht sagen, dieser ist schöner als jener; jeder ist in seiner Art schön und keiner soll durch Vergleichung zurückgesetzt werden. Lange blieben wir am Rande des Baches im Schatten einiger schönen Buchen gelagert, unsere Blicke bald an dem mannigfaltig wechselnden Wasserspiel, bald an der Uebersicht des zu unsern Füßen ausgebreiteten lieblichen Thales weidend, das ohne Widerrede zu den schönsten Theilen des Schweizerlandes gehört. Der Reichthum, die Mannigfaltigkeit seiner Natur, der milde Him-

mel, die liebliche Abwechslung aller Gegenstände, die eine Landschaft reizend machen können, ein schöner, kräftiger Menschenschlag, alles dieses zusammen genommen verleiht diesem Thale so viel Anziehendes, daß es fortdauernd der Lieblingaufenthalt aller Reisenden, vornehmlich der Künstler und Naturfreunde bleibt. Besonders sind die nächsten Umgebungen von Meiringen und die einzelnen Parthien an den verschiedenen Fällen des Reichenbachs stets eine unerschöpfliche Quelle für die Studien der Landschaftmaler gewesen, die diesen Erdfleck als eine wahre Schule betrachten, in welcher sie ihren Geschmack und Styl auf das beste ausbilden zu können meinen.

Der Thalgrund ist fruchtbar, in der Nähe von Meiringen gut angebaut, wo auch vieles fast ohne Mühe gedeiht; außerdem aber wird er größtentheils zu Grasland benutzt, welches hinreichendes Winterfutter für das Vieh liefert. Doch ist ein großer Theil des flachen Thalbodens öfters Ueberschwemmungen der Aar ausgesetzt, und daher sumpfig und moosig. Garten- und Baumfrüchte gedeihen allenthalben auf das beste und so frühzeitig, als an irgend einem andern Orte des Cantons Bern; auch Flachs und Hanf fehlen nirgend. Doch ist kein Zweifel, daß die

Bewohner dieser von der Natur auf alle Weise beglückten Landschaft, ungleich größere Vortheile für sich aus allem diesem ziehen könnten, wären sie nicht auch ein wenig mit der allgemeinen Krankheit unserer Oberländer, der Arbeits-scheu und dem Hang zum Wohlleben behaftet.

Uebrigens sind die Einwohner des Oberhasli unstreitig das anziehendste und merkwürdigste Hirtenvolk des Bernischen Landes. Sie unterscheiden sich durch so manche Eigenthümlichkeiten in Sprache und Sitten so sehr von allen ihren Nachbarn, daß man geneigt wird, jener alten Sage Glauben beizumessen, welche in uralten Zeiten ihre Voreltern aus Schweden in dieses Land einwandern läßt. *) Die Oberhasler gehören auch noch zu den kräftigsten und schönsten Menschen der ganzen Schweiz. Zwar stehen die Männer im Ganzen an körperlicher, ausdauernder Stärke den Emmethalern, Entlibuchern u. a. nach, obgleich es auch unter ihnen wahre Simsons giebt, übertreffen aber jene an Schnelligkeit, Gewandtheit und feinen Sinnen. Ihr Körper ist groß und schlank gebaut, ihr Anstand edel und angenehm, ihre Gesichtszüge fein und geistreich. In ihrem Charakter

*) S. oben S. 6.

sind Schlaubeit und Stolz die Hauptzüge. Sie sind sehr höflich; doch darf man auf ihre schönen Worte nicht immer bauen. Sie zeichnen sich aus durch Verstand und Witz, den sie gern auf Unkosten der Fremden spielen lassen. Ihre Sprache ist sehr weich und angenehm und hat das Singende, was man im Reden der Oberländer überhaupt bemerkt, wohl am auffallendsten. Die Weiber in Oberhasli sind fast allgemein von edler Gesichtsbildung und von hohem, schlankem Wuchs. Es liegt in ihrem ganzen Wesen eine gewisse Zuversicht, etwas Achtung gebietendes, was man bei andern Weibern nicht so allgemein findet, und in ihrem Betragen herrscht immer viel Züchtigkeit und Anstand, wodurch sie sich sehr zu ihrem Ruhme auszeichnen.

Die männliche Kleidung der Oberhasler hat wenig Eigenthümliches. Blau ist ihre Lieblingsfarbe, die man überall in Röcken und Beinkleidern an ihnen sieht. Röcke sieht man indessen an ihnen nur an den Sonntagen und im Winter; im Sommer gehen an den Werktagen alle mit blossen Hemd-Ermeln. Unter einem runden schwarzen Hute tragen sie noch eine baumwollene Mütze. Der Hut wird oft abgelegt, die Mütze bleibt immer. Unter der

offnen, blauen Weste ohne Ärmel wird ein enges, zugeknöpftes Unterwestchen von anderer Farbe getragen. Ein breiter, lederner Gürtel umgiebt Hüften und Bauch. Die Beinkleider liegen dicht an und reichen bis unter das Knie. Stiefeln werden nie getragen. Die weissen leinenen oder wollenen Strümpfe sind unter den Knien umgerollt und mit schwarzen Bändern aufgebunden. Die Schuhe sind geschnallt und mit starkbeschlagenen Sohlen versehen.

Die Kleidungsart der Weiber hat von jeher etwas Ausgezeichnetes gehabt. Verheirathete oder Wittwen müssen ihre Haarflechten um den Kopf gewunden tragen. Ledige Mädchen dürfen sie über den Rücken herabhängen lassen. Defters gehen sie mit entblößtem Kopfe, gewöhnlich aber tragen sie ein buntes, meist roth- oder blaugestreiftes, baumwollenes Tuch, turbanartig um den Kopf geschlagen, so daß die Enden lang und breit über die Schultern herabfallen. Einige tragen im Sommer auch wohl einen gelben Strohhut; gewöhnlich wird nur das Kopftuch, um Schatten zu geben, über das Gesicht hervorgezogen. Zum Kirchgang am Sonntage haben sie einen besondern Kopfsputz, nämlich einen schwarzen, sehr niedrigen Filzhut ohne Rand. Er ist bloß für die Kirche be-

stimmt und wird immer gleich nach geendigtem Gottesdienst wieder abgelegt. Der Kittel ist gewöhnlich weiß, von selbst gesponnener und gewebter Wolle mit schwarzem oder braunem Leibchen. Ueber den seidenen oder sammtenen Brustlaß ist ein rothes oder blaues Tuch gebreitet, welches die ganze Brust bedeckt. Weite, lange Ärmel verbergen die Arme bis fast zu den Händen herab. Vormalß banden die Haslerinnen ihre Röcke hoch bis unter den Busen auf, welches allerdings ihren schönen, schlanken Wuchs besser sehen ließ, als die jetzige Mode, nach welcher sie lange Gestalten tragen, und viele noch, um dicke Hüften zu haben, mehrere Röcke über einander ziehen, die unten steif, wie Glocken, abstehen.

Auf unserm Rückwege nach Meiringen nahmen wir noch den Thurm der alten Burg Nesti in der Nähe in Augenschein, deren Erbauung die Hasler einem der Anführer jener alten schwedischen Einwanderer, Namens Nesti oder Nestius zuschreiben. Hier hatten wir zugleich Gelegenheit, über die Spuren der Verwüstungen des wilden Alpbachs zu erstaunen. Einer seiner schrecklichen Ausbrüche vom Jahr 1762 setzte das ganze Dorf Meiringen unter Wasser und füllte die Häuser mit einer unend-

lichen Menge von Schutt und Geschieben an. Die lange Mauer, womit das Bett des Baches auf der Seite des Dorfs eingefast ist, hatte damals wenig genützt. Seitdem ist sie zwar erhöht und verstärkt worden, doch scheint sie immer noch kein hinreichendes Sicherungsmittel gegen ähnliches Unglück darzubieten. Denn bei jedem starken Gewitterregen, läuft der Alpbach außerordentlich schnell an, und erhöht immer auf's Neue sein Bett mit Geschieben aller Art, so daß jene Mauer bald wieder zu niedrig werden muß.

Nach einem kurzen Mittagessen verließen wir Meiringen und machten uns auf den Weg nach Brienz. Dieser Weg geht drei Stunden lang ziemlich einförmig immer in der Ebene fort und wir fanden wenig Anlaß unsern raschen Schritten Einhalt zu thun. Nach so manchem schönen Wasserfalle, als wir auf unserer Reise zu bewundern Gelegenheit gehabt hatten, machten der Falchern-, Wandel- und Oltschernbach um so weniger Eindruck auf uns, je länger wir sie vor Augen behielten.

Merkwürdiger waren uns die sonderbaren Zickzack-Schichten des Ballenbergs, die uns an eine ähnliche Bildung des Achsenberges am Urner-See erinnerten. Nahe bey Brienz

geht der Weg über entsetzliche Schutt- und Gesschieb-Anhäufungen, womit hier einige Dörfer durch Erdschlipfe und Schlammströme überschüttet worden sind. Ein solches Schicksal hat schon im 15. oder 16. Jahrhundert ein großes Dorf, Namens Kienholz, betroffen, das theils mit Steinen und Schlamm überschüttet, theils in den Brienzer-See hinausgeschoben wurde, und ein ähnliches Unglück zerstörte im Jahr 1797 das etwas höher oben am Fuß des Brünigs gelegene Dorf Schwanden. Das steile, lockere, schiefrige Gebirge ist solchen Schlammströmen und Erdschlipfen sehr ausgesetzt, die sich im Sommer bei Hochgewittern, wenn sich das Wasser durch die vielen, an denselben herabziehenden Tobel und Runse ergießt, nur allzu leicht bilden, und dann oft als ungeheure Brei- und Steinströme, alles was ihnen im Wege ist fortstossen oder überschütten.

Wir waren noch nicht in Tracht, dem gewöhnlichen Landungsplatze am obern Ende des Brienzer-Sees angelangt, als sich uns schon eine Menge Schiffleute zur Fahrt nach Interlachen angetragen hatten; so daß wir bei unserer Ankunft an jenem Orte in dieser Hinsicht nicht lange aufgehalten wurden und uns also bald einschiffen konnten.

Brienzer - See. Rückkehr nach Bern.

Dieser See ist etwa drei Stunden lang und eine breit, und stellt ein tiefes Becken vor, das einerseits durch die Aar aus dem Haslithal, andererseits durch die Lütschine aus Lauterbrunn und Grindelwald ausgefüllt wird. Er nimmt das ganze Thal zwischen den hohen Gebirgen ein, die sich auf beiden Seiten unmittelbar von der Fläche des See's steil und drohend erheben, und die es südlich von Grindelwald, nördlich von Sabchern trennen. Der See bietet an seinen Ufern wenig Abwechslung dar. Auf dem nördlichen Ufer liegen mehrere Dörfer, von welchen Brienzen das größte ist, dann folgt zunächst Ebbligen, weiter hin Ober-Ried, Nieder-Ried und Rinken-berg; am südlichen Ufer liegt an einer kleinen Bucht des See's das Dorf Iseltwald.

Die größte Merkwürdigkeit der Fahrt über diesen See, auf die wir aber, wegen zu stark vorgerückter Tageszeit, Verzicht thun mußten, ist der wegen seiner wunderschönen Fälle berühmte Gießbach. Er ist der Abfluß einiger

kleinen hoch oben in dem südlichen Gebirge liegenden See'n, und stürzt sich in wiederholten Fällen in den Brienzer-See. Das Rauschen desselben schallte bis zu unsern Ohren herüber, allein von seinen Fällen sahen wir nichts als den weißen Schaum des unbedeutendsten derselben, wo er sich in den See stürzt.

In dieser Gegend soll der Brienzer-See seine größte Tiefe haben, die auf 500 Fuß angegeben wird. Er ist nach den Versicherungen der Schiffer gar nicht gefährlich für die Schifffahrt, und man weiß fast kein Beispiel, daß Schiffe auf demselben verunglückt wären. Die Schiffleute schreiben ganz natürlich dieses gewöhnlich ihrer Geschicklichkeit zu, weswegen wirklich die Brienzer vornehmlich berühmt sind.

Nach einer sehr angenehmen Fahrt von zwei Stunden landeten wir bei dem Zollhause von Interlachen. Als wir über den Höhenweg nach Unterseen wanderten, begegneten uns ganze Züge schöner Herren und Frauen, die als Curgäste hier ihren Abendspaziergang machten. Da mehrere meiner jungen Gefährten Verwandte und Bekannte unter denselben fanden, so sahen wir uns bald von der ganzen Gesellschaft, der unser Aufzug interessant scheinen mochte, umringt, und nun gieng es an ein Fragen: wo

wir her kämen, wie weit wir gewesen, wie viel Tage wir auf der Reise zugebracht, ob wir immer gutes Wetter gehabt, ob wir nicht müde wären, und was dergleichen mehr war. Endlich konnten wir uns losmachen und eilten weiter nach dem neuen Hause zu, wo wir übernachten wollten, um am folgenden Morgen mit dem Marktschiffe nach Thun abzusegeln.

Hier verabschiedeten wir unsern getreuen Führer Jonathan Michel mit herzlichster Dankbarkeit für alle uns, während der ganzen Reise geleisteten Dienste und erwiesenen vielfältigen Gefälligkeiten.

Am folgenden Morgen um drei Uhr schifften wir uns mit einer zahlreichen Gesellschaft ein und langten frühzeitig genug in Thun an, um noch einmal uns an allen Schönheiten in den Umgebungen der Stadt erlaben zu können. Auch machten wir durch das romantische, und wegen seiner vielen schönen Aus- und Durchsichten, und einzelnen lieblichen Parthieen, so anziehende Bächihölzlein noch einen höchst erfreulichen Spaziergang, den wir bei unserer ersten Durchreise wegen Mangel an Zeit hatten versparen müssen.

Es geht von Thun wöchentlich zweimal ein Schiff die Aar hinab nach Bern, das gewöhn-

lich, unter manchen andern oberländischen Produkten auch Kälber geladen hat, und daher das Kälberschiff oder scherzweise die Kälberflotte genannt wird. Es dient aber auch immer zugleich zum Transport einer zahlreichen Gesellschaft von Personen beiderlei Geschlechts, und allerlei Standes, Berufs und Alters, die diese Kälberflotte als eine gute Gelegenheit ansehen, auf eine geschwinde, bequeme und wohlfeile Art von Thun nach Bern zu kommen. Auch wir betrachteten sie also, da gerade heute der Tag ihrer Abfahrt war und fuhren um 1 Uhr von Thun ab. Der Lauf des stark angeschwollenen Stromes trug unser Schiff so schnell davon, daß wir nach zwei Stunden in Bern glücklich anlangten, wo ein jeder, innigst zufrieden und vergnügt über die so glücklich und angenehm zurückgelegte Reise, und von Herzen froh, die lieben Seinigen wieder zu sehen, jauchzend ans Land sprang und seiner Wohnung zueilte.

